



TYCHE

Beiträge zur Alten Geschichte Papyrologie und Epigraphik

Herausgegeben von

Gerhard Dobesch, Hermann Harrauer
Peter Siewert und Ekkehard Weber

Band 6, 1991

1991





**Beiträge zur Alten Geschichte,
Papyrologie und Epigraphik**

TYCHE

**Beiträge zur Alten Geschichte
Papyrologie und Epigraphik**

Band 6

1991



Verlag Adolf Holzhausens Nfg., Wien

Herausgegeben von:

Gerhard Dobesch, Hermann Harrauer, Peter Siewert und Ekkehard Weber

In Zusammenarbeit mit:

Reinhold Bichler, Herbert Graßl, Sigrid Jalkotzy und Ingomar Weiler

Redaktion:

Johann Diethart, Wolfgang Hameter, Bernhard Palme
Georg Rehrenböck, Walter Scheidel, Hans Taeuber

Zuschriften und Manuskripte erbeten an:

Redaktion TYCHE, c/o Institut für Alte Geschichte, Universität Wien, Dr.-Karl-Lueger-Ring 1, A-1010 Wien. Beiträge in deutscher, englischer, französischer, italienischer und lateinischer Sprache werden angenommen. Eingesandte Manuskripte können nicht zurückgesendet werden. Bei der Redaktion einlangende wissenschaftliche Werke werden besprochen.

Auslieferung:

Verlag A. Holzhausens Nfg., Kandlgasse 19-21, A-1070 Wien

Gedruckt auf holz- und säurefreiem Papier.

Umschlag: IG II² 2127 (Ausschnitt) mit freundlicher Genehmigung des Epigraphischen Museums in Athen, Inv.-Nr. 8490 und P. Vindob. Barbara 8.

© 1991 by Verlag A. Holzhausens Nfg., Wien

Eigentümer und Verleger: Verlag A. Holzhausens Nfg., Kandlgasse 19-21, A-1070 Wien. Herausgeber: Gerhard Dobesch, Hermann Harrauer, Peter Siewert und Ekkehard Weber, c/o Institut für Alte Geschichte, Universität Wien, Dr.-Karl-Lueger-Ring 1, A-1010 Wien. Hersteller: Druckerei A. Holzhausens Nfg., Kandlgasse 19-21, A-1070 Wien. Verlagsort: Wien. — Herstellungsort: Wien. — Printed in Austria.

ISBN 3-900518-03-3

Alle Rechte vorbehalten.

INHALT

Kurt Treu †	1
Ruth Altheim-Stiehl (Münster), Wurde Alexandria im Juni 619 n. Chr. durch die Perser erobert? Bemerkungen zur zeitlichen Bestimmung der sāsānidischen Besetzung Ägyptens unter Chosrau II. Parwēz	3
Antti Arjava (Helsinki), Zum Gebrauch der griechischen Rangprädikate des Senatorenstandes in den Papyri und Inschriften	17
Roger S. Bagnall (New York), The Taxes of Toka. SB XVI 12324 Reconsidered	37
Johannes Diethart (Wien), Reminiszenzen an die Schule bei Pseudo-Chrysostomos?	45
Claudio Gallazzi (Milano), Cartellino per due tuniche. P.Cair. 10607 (Tafel 1)	47
Herbert Graßl (Klagenfurt), Probleme der Neutralität im Altertum	51
Manfred Hainzmann (Graz), Ovilava — Lauriacum — Virunum. Zur Problematik der Statthalterresidenzen und Verwaltungszentren Norikums ab ca. 170 n. Chr.	61
Hermann Harrauer (Wien) e Rosario Pintaudi (Firenze), Virgilio ed il dimenticato <i>recto</i> di PSI II 142 (Tafel 2, 3)	87
Ulrike Horak (Wien), Fälschungen auf Papyrus, Pergament, Papier und Ostraka (Tafel 4–8)	91
Heikki Koskeniemi (Turku), Eine neue Bittschrift ptolemäischer Zeit auf P.Turku 1 (Tafel 9)	99
Johannes Kramer (Siegen), Ende einer Urkunde mit Datierung auf 561 n. Chr. P.Vindob. L 3 = CPL 147 (Tafel 10)	105
Leslie S. B. MacCoull (Washington), "The Holy Trinity" at Aphrodito	109
Basil G. Mandilaras (Athen), The Feast of Thynis, Ἐν ἑορτῇ Θύνας	113
Michel Matter (Strasbourg), Un compte tardif hermopolite. P.Vindob. G 14296 (Tafel 11)	117
Peter van Minnen (Ann Arbor), Eine Steuerliste aus Hermupolis. Neuedition von SPP XX 40+48 (Tafel 12)	121
Rosario Pintaudi (Firenze) e Hermann Harrauer (Wien), Virgilio ed il dimenticato <i>recto</i> di PSI II 142 (Tafel 2, 3)	87
Ioan Piso (Cluj), Die Inschriften vom Pfaffenberg und der Bereich der <i>Canabae legionis</i>	131
Ioan Piso (Cluj), Municipium Vindobonense	171
Eberhard Ruschenbusch (Frankfurt/Main), Isaios 7, 38, Demosthenes' erste freiwillige Trierarchie. Die Datierung des Euböa-Unternehmens vom Jahre 357 v. Chr.	179

Inhaltsverzeichnis

Marjeta Šašel Kos (Ljubljana), Draco and the Survival of the Serpent Cult in the Central Balkans (Tafel 13)	183
Paul Schubert (Genève), Pétition au stratège (Tafel 14)	193
Pieter J. Sijpesteijn (Amsterdam), οὐράνιος ἡ καὶ μονάζουσα. Kauf von Fässern gegen Vorauszahlung (Tafel 15)	197
Hans Taeuber (Wien), Die syrisch-kilikische Grenze während der Prinzipatszeit	201
Peter Weiß (Kiel), Bleietiketten mit Warenangaben aus dem Umfeld von Rom (Tafel 16).....	211
Klaas A. Worp (Amsterdam), Remarks on Weekdays in Late Antiquity Occurring in Documentary Sources	221
Bemerkungen zu Papyri IV <Korr. Tyche 35–51>	231
Buchbesprechungen	237
Reinhard Wolters: „ <i>Tam diu Germania vincitur</i> “. Bochum 1989 (237); Martin Frey: <i>Untersuchungen zur Religion und zur Religionspolitik des Kaisers Elagabal</i> . Stuttgart 1989 (237); P. Ovidius Naso: <i>Briefe aus der Verbannung. Tristia; Epistulae ex Ponto</i> . Lt. & dt. Übertr. v. Wilhelm Willige. Zürich 1990 (238); Marc Aurel: <i>Wege zu sich selbst. Τὰ εἰς ἑαυτόν</i> . Gr. & dt. Hrsg. u. übers. v. Rainer Nickel. München 1990 (239); Boethius: <i>Trost der Philosophie. Consolatio philosophiae</i> . Lt. & dt. Hrsg. v. Ernst Gegenschatz und Olof Gigon. München 1990 (241); Detlef Fechner: <i>Untersuchungen zu Cassius Dios Sicht der Römischen Republik</i> . Hildesheim 1986 (242); <i>Roman Eastern Policy and Other Studies in Roman History. Proceedings of a Colloquium at Twärminne 2–3 Oct. 1987</i> . Ed. by Heikki Solin and Mika Kajava. Helsinki 1990 (243); Georg Döbelhofer: <i>Die Popularen der Jahre 111–99 vor Christus</i> . Wien 1990 (244); <i>Das Totenbuch der Ägypter</i> . Eingel., übers. u. erl. von Erik Hornung. Zürich 1990 (244); Hans-Joachim Gehrke: <i>Geschichte des Hellenismus</i> . München 1990 (245); Jochen Martin: <i>Spätantike und Völkerwanderung</i> . München 1987 (245); Hermann Diehl: <i>Sulla und seine Zeit im Urteil Ciceros</i> . Hildesheim 1988 (248); <i>Kulturhistorische und archäologische Probleme des Südostalpenraumes in der Spätantike</i> . Referate des Symposions 24.–26. Sept. 1981 Klagenfurt. Hrsg. v. Herbert Graßl. Wien 1985 (248); Karl-Wilhelm Weeber: <i>Smog über Attika</i> . Zürich 1990 (249); Thomas Grünewald: <i>Constantinus Maximus Augustus. Herrschaftspropaganda in der zeitgenössischen Überlieferung</i> . Stuttgart 1990 (250); Erik Hornung: <i>Gesänge vom Nil. Dichtung am Hofe der Pharaonen</i> . Zürich 1990 (251); Otto Veh: <i>Lexikon der römischen Kaiser</i> . München ³ 1990 (251); Dankward Vollmer: <i>Symploke. Das Übergreifen der römischen Expansion auf den griechischen Osten</i> . Stuttgart 1990 (252; Gerhard Dobesch) — M. G. Sirivianou [et al.]: <i>The Oxyrhynchus Papyri</i> . Vol. LVI. London 1989 (253; Bernhard Palme) — Richard Duncan-Jones: <i>Structure and Scale in the Roman Economy</i> . Cambridge 1990 (256; Walter Scheidel).	
Indices: Johannes Diethart	260

Tafel 1–16

Buchbesprechungen

REINHARD WOLTERS, „*Tam diu Germania vincitur*“. *Römische Germanensiege und Germanensieg-Propaganda bis zum Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr.* (Kleine Hefte der Münzsammlung an der Ruhr-Universität Bochum, Nr. 10/11). Bochum: Brockmeyer 1989, 98 S. und 1 Faltkarte.

Der Titel erweckt vielleicht zu weit gespannte Hoffnungen: es geht nicht schlechthin um Germanensiege, auch nicht um alle Fragen diesbezüglicher kaiserlicher Propaganda, sondern — entsprechend dem Namen der Reihe — konkret um die sich auf Germanien beziehenden Motive der römischen Münzprägung von Marius bis Domitian (mit einem kurzen Ausblick auf Trajan). Das Thema ist bedeutend genug, um eine monographische Behandlung zu rechtfertigen, und W. hat mit diesem schmalen Büchlein einen erfreulichen Beitrag zur Erfassung der „offiziellen“ Germanienpolitik wie zur Propaganda, aber geradezu auch zur Reichsideologie einzelner Kaiser geliefert.

Schon die Hochstimmung wegen des Germanensieges des Marius brachte den Durchbruch zur Darstellung lebender Mitmenschen auf römischen Münzen, ein wichtiger Schritt in der Persönlichkeitsverehrung, die in vielem bereits den Prinzipat vorbereitete. Bei Augustus weist W. auf die erstaunliche Tatsache hin, daß die gewaltigen Erfolge zu Beginn der Eroberung Germaniens in der Münzprägung nicht entsprechend dokumentiert wurden. Er sieht den Grund darin, daß angesichts des Wiederhalls der Erfolge des Drusus und Tiberius in der Öffentlichkeit Augustus um seine eigene *auctoritas* und *virtus* — Grundlagen seiner Stellung — besorgt wurde: die Münzen erinnern gerade in dieser Zeit an eigene, lang zurückliegende Siege des Kaisers selbst.

Bei Tiberius diente dann das Motiv des Germanensieges als Mittel, die römische Rache für vollzogen zu erklären und gerade so die Einstellung der Offensive östlich des Rheins zu rechtfertigen. Claudius wieder wollte mit diesem Motiv vor allem die Erinnerung an seinen Vater Drusus hervorheben und so zugleich auch sich selbst empfehlen. Erst bei Domitian entsprach die Prägung von Germanensieg-Münzen, in außerordentlich großem Umfang betrieben, wieder tatsächlichen Siegen, diente aber auch bei ihm in erster Linie der Herrschaftslegitimation, zugleich dem Vergleich zu dem Judensieg des Vespasian und Titus. Trajan schließlich proklamierte gleich nach Regierungsantritt mit der Darstellung der besiegten Germania die Tatsache, daß das Germanenproblem gelöst sei und es hier keine Aufgabe mehr für das Reich gebe.

W. hat eine anregende Studie geschrieben, die das Material nützlich zusammenfaßt und politisch interpretiert, und er hat so der umfangreichen Germanienliteratur einen kleinen, aber interessanten Beitrag hinzugefügt.

Gerhard DOBESCH

MARTIN FREY, *Untersuchungen zur Religion und zur Religionspolitik des Kaisers Elagabal*. (Historia Einzelschriften, 62) Stuttgart: Steiner 1989, 125 S.

F.s Buch entspricht, wie er nicht ohne — berechtigtes — Selbstgefühl feststellt, einer Lücke der Forschung. Sein Ziel ist es, die Religion des Baal von Emesa sowie das Pantheon dieser Religion (F. betont gegen zuwiderlaufende Ansichten, daß es sich nicht um einen Monotheismus gehandelt habe) zu rekonstruieren und von dieser Basis aus die Handlungen des Kaisers, die den Römern und den Historikern der Antike als bizarr, töricht, frevelhaft und verderbt erschienen, in ihrer Bedingtheit durch Züge der syrischen Religion zu erklären, ihren Sinn und ihre Bedeutung im Kult von Emesa zu bestimmen. Wie der Titel schon besagt, ist es zunächst eine Untersuchung zur Religion des Kaisers selbst und dann auch zu seiner Religionspolitik, die aus dieser Religion hervorging. Zugleich bemüht F. sich auch eingehend um eine Chronologie der religionspolitischen Maßnahmen des Kaisers, wobei er gegen die These opponiert, die alles umstürzenden Kultänderungen hätten sogleich bei der Machtübernahme im Mai 218 oder nach seiner Ankunft in Rom im Sommer 219 begonnen.

F. kommt zu dem Ergebnis, daß der neue Kult nach dem Eintreffen des Kaisers in Rom zunächst nur langsam und vorsichtig propagiert wurde. Dann trat der personifizierte Sonnengott immer mehr in den Vordergrund; vielleicht sei zunächst eine synkretistische Verschmelzung von Sol-Elagabal und Iuppiter geplant gewesen. Erst das Ende von 220 brachte den radikalen Umbruch der Religionspolitik des Herrschers; erst jetzt wurde der Gott Elagabal zum obersten Gott des Reiches erklärt, der Kaiser wurde durch Senatsbeschluß zu seinem Oberpriester bestimmt und vollzog den Hieros gamos mit der obersten Vestalin. F. sieht in all dem ein Zeichen, daß er sich damals bereits weitgehend von der Leitung durch seine Großmutter Iulia Maesa emanzipiert habe. Es folgte nun die Verpflanzung syrischer Riten, auch der Tempelprostitution, nach Rom. Und ab nun kam es auch zu immer fühlbarer Opposition in Rom. Iulia Maesa setzte im Sommer 221, um die Situation zu retten, durch, daß Severus Alexander adoptiert und zum Caesar erhoben wurde; auch der Kaiser selbst schloß eine neue Ehe mit der Enkelin Mark Aurels, um sein Prestige zu verbessern. Doch hinsichtlich seiner Religionspolitik war er zu keinen Zugeständnissen bereit, ja er durchkreuzte bald den Kompromiß von 221, verstieß die neue Gattin und trachtete Severus Alexander nach dem Leben. Die letzten Monate der Regierung bedeuteten dann eine Zeit politischer Hochspannung, der der Kaiser schließlich zum Opfer fiel. F. betont, daß Rom also die volle Entartung des Kaisers nur kurz ertragen habe, daß dessen Regierung somit kaum als Beispiel für die „Dekadenz“ Roms dienen könne.

Gerhard DOBESCH

Publius Ovidius Naso, *Briefe aus der Verbannung. Tristia; Epistulae ex Ponto*. Lateinisch und deutsch. Übertragen von WILHELM WILLIGE. Eingeleitet und erläutert von Niklas Holzberg. (Sammlung Tusculum) München, Zürich: Artemis 1990, 617 S.

Ovid stößt seit einiger Zeit in der Forschung allgemein auf wachsende Aufmerksamkeit und wachsendes Verstehen, und in den letzten Jahren gilt dies auch von seiner Exilpoesie, die der literarhistorischen Erfassung beträchtliche Schwierigkeiten entgegengesetzt. Eine schöne Frucht dieser vertieften Beschäftigung ist der vorliegende Band, dem Niklas Holzberg eine verständisvolle Einführung sowie hilfreiche Erläuterungen und Literaturhinweise beigegeben hat.

Die Frage nach der formalästhetischen Wertung der *Tristia* und der *Epistulae ex Ponto* wurde früher in der Regel negativ beantwortet. Doch zeigten eingehende Analysen, daß Ovid diesbezüglich immer noch auf der Höhe seiner Kunst steht und daß auch diese Werke sorgfältig komponiert sind (nur *Trist.* V und *Pont.* IV nehmen eine Sonderstellung ein). Auch handelt es sich nicht einfach um autobiographische Bekenntnisdichtung, ihre Empfindungen sind nicht „unkontrollierte Aufschreie einer gequälten Seele ...“, sondern in eine höchst anspruchsvolle literarische Ausdrucksform“ umgesetzt (599). Holzberg hebt mit Recht hervor, daß Ovid, „einer der geistreichsten Poeten der Antike“ (612), mit dem neuen Stoff spielt, so wie einst mit der Liebe und dann mit dem Mythos. Das schließt das echte Schmerzerleben keinesfalls aus, aber die Beschreibung von Tomi und seinem Land ist dennoch topisch, der immer wieder zitierte Mythos ist literarische Pose, Ovid stilisiert sich selbst und sein Empfinden, er spielt die Rolle des unter die Wilden verbannten Kulturmenschen. Die rund hundert Elegien der neun Verbannungsjahre kreisen um nur wenige Themen, die immer neu gewendet werden; das hängt nach Holzbergs Ansicht damit zusammen, daß es in diesen Dichtungen um die Selbstbehauptung Ovids gegenüber der Exilsituation geht. Diese Selbstbehauptung besteht gerade darin, daß er auch unter den schlechten, beklagenswerten Bedingungen anspruchsvolle, virtuose Literatur schreibt. Versteckte Systemkritik leugnet Holzberg, vielleicht zu Recht; wohl aber beharre Ovid auch gegenüber der Macht auf seinem Dichterkönnen und Dichterruhm.

Mir scheint Ovid, obwohl seine entzückenden Verse den Leser so unmittelbar anzusprechen vermögen und er manchmal geradezu als leicht begreifbar gelten könnte, zu den ausgesprochen schwierigen Autoren zu gehören. Es ist keineswegs leicht, ja stellenweise fast unmöglich, zu dem hinter der Dichtung stehenden Dichter vorzudringen. Bei seiner Exilpoesie ist das in besonderem Maße der Fall. Er ist auch hier, was er stets war: von immer neuem, ja unerschöpflichem Einfallsreichtum in Detail, Variation und neuer Wendung eines Gedankens, voll von Esprit, klug und elegant, und zugleich ein unvergleichlicher Meister der Form. In den Werken vor der Verbannung war er damit, in wechselnden Posen, der Sänger einer kultivierten, geschmackvoll vertieften Lebensfreude gewesen, einer herrlichen, verfeinerten Heiterkeit und einer vollendeten, schwerelosen Anmut, einer graziösen Lebenskunst und eines raffinierten, auch bedenkenlosen Genießens. Alle Erregungszustände kannte

er genau, aber seelische Abgründe waren seine Sache nicht, und die Weite des Menschlichen auszuschreiten, wie Vergil es tat, fiel ihm nicht ein, auch wenn die Metamorphosen so etwas sind wie ein Spiegel der Leidenschaften. Diese seine Grundhaltung und dichterische Grundaussage hat das Exil ihm für immer genommen und zerstört. Er blieb der große Künstler, der „Artist“ auch in der neuen Thematik, aber seine Elegien zeigen von nun an doch eine seltsame Monotonie, deren er sich sehr wohl bewußt war. Sie zeugt davon, wie tief er getroffen war, und lehrt zugleich, daß er bei aller Selbstbehauptung gegenüber der Exilsituation ja doch nie mehr innerlich von ihr frei wurde; das ging über seine Kräfte. Nicht umsonst gemahnen seine Klagen an Cicero. Und das manchmal allzu dick aufgetragene Lob des Augustus kann uns erst recht nicht damit versöhnen. Was aber vielleicht noch schwerer wiegt: wenn man vergleicht, wie Catull die Tiefe seines seelischen Leidens gestaltete, so muß man gestehen, daß der echte, existenzerschütternde Schmerz Ovids zwar vollendet geformt, beschrieben, umschrieben und „dargestellt“ wurde, aber doch nicht selbst zum großen Kunstwerk reifte. Das konnte bei Ovid wohl nicht anders sein und ist auch kein Tadel; jedes Genie hat seine spezifischen Grenzen. So zeigt uns beispielsweise die meisterlich pointierte, klug durchdachte Heranziehung des Mythos zum Ausdruck der Schmerzen des Dichters, wie sehr bei Ovid auch jetzt noch immer die durch und durch kultivierte, fein empfindende, aber in allem reflektierende und reflektierte Persönlichkeit zwischen der seelischen Realität und der Dichtung steht. Die stete Reflexion und daher die Pose, die Rolle, das Spiel — Ovid konnte nicht anders und wollte vor allem wohl nicht anders. Ein solches künstlerisches Temperament hat seine Nachteile und seine Vorteile; man muß jede Person so nehmen, wie sie ist. Der hier unweigerlich dazwischengeschaltete, nie naive Mensch und die fast Eigengesetzlichkeit gewinnende Formkunst — geradeso als könnte Ovid ihr gar nicht entkommen — fesseln uns ja doch und vermögen hohen Ansprüchen zu genügen. Da mag es das Beste sein, dies so, wie es eben ist, im goetheschen Sinne zu „genießen“.

Das Buch führt, anders als andere Bände der Tusculum-Reihe, das Wort „herausgegeben“ nicht im Titel und bringt dementsprechend auch nur den Text ohne Rechenschaft über die Lesarten. Die Übersetzung von Wilhelm Willige in elegischen Distichen ist glatt, meist gut lesbar, ja wohlklingend. *Trist.* I 10, 41 wäre statt „miletisch“ (acc. *Miletida*) besser das eingebürgerte „milesisch“ verwendet worden. II 25 f. heißt es über die Veranstaltung der Säkularspiele durch Augustus *ludos fecit*, was unzutreffend mit „stiftete“ wiedergegeben wird. II 35 wird über Iuppiter als Gewittergott gesagt *ubi detonuit*, eher komisch ist das deutsche „wenn er sich dröhnend entladet“. IV 2, 36 bleibt *saepe* unübersetzt, ebenso 64 *certe*; beides wäre leicht in den Vers gegangen. V 1, 57 „die Kinder von Leto“; warum nicht „der Leto“ oder „Latonas“ (zum Beispiel wird *Pont.* IV 14, 57 die Namensform Latona auch im Deutschen beibehalten)? *Pont.* IV 15, 3 wird *Caesaribus* als Singular übertragen, obwohl hier doch wohl an den Plural zu denken ist. Auch im Kommentar wären einige Kleinigkeiten zu verbessern. Nicht sehr glücklich ist 550 (zu *Trist.* I 2, 82) der Ausdruck „ukrainisches Reitervolk“ für die Sarmaten. Falsch ist die Bezeichnung der Räter als Germanen (556 zu *Trist.* II 226); ihren Siedlungsbereich mit Donau, Rhein und Lech zu beschreiben, rückt die Alpengebiete, in denen gerade die schwersten Kämpfe stattfanden, zu sehr an den Rand. *Pont.* III 6, 20 wird in Text, Übersetzung und Kommentar die Namensform Leukothoe statt Leukothea verwendet. 587 zu *Pont.* IV 3, 47 wird der Sieg des Marius über Iugurtha auf 104 gesetzt statt auf 105 (104 erfolgte die Hinrichtung des Königs im Rahmen der Triumphfeier).

Gerhard DOBESCH

Marc Aurel, Wege zu sich selbst. Μάρκου Ἀντωνίνου Αὐτοκράτορος Τὰ εἰς ἑαυτόν. Griechisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von RAINER NICKEL. München, Zürich: Artemis 1990. 392 S.

Erzbischof Arethas von Caesarea, Schüler des Photios, ließ seinem eigenen Bericht zufolge kurz nach 900 n. Chr. die Selbstbetrachtungen des Kaisers Mark Aurel aus einem Codex in Unzialschrift in die Minuskelschrift umschreiben (A. Lesky, *Geschichte d. griech. Lit.* 3. Aufl. Bern 1971, 19). Die Vorlage war alt und hatte schon Schaden genommen; offenbar hat sie als einziges Exemplar des Werkes den Tiefpunkt der Studien im 7. und 8. Jh. überdauert. An dieser einen, gerade noch überlebenden Handschrift und dann an der Initiative des Erzbischofs, die den Text endgültig rettete, hängt unsere gesamte Überlieferung der Selbstbetrachtungen. Ohne das Zusammentreffen dieser beiden Tatsachen wäre das Werk für uns verloren. Die Begegnung mit einer der menschlich interessantesten und bewegendsten Herrschergestalten Roms wäre so gut wie unmöglich geworden. Denn was wüßten wir ohne dieses Buch von der Persönlichkeit Mark Aurels? Sie verbirgt sich für uns fast

völlig hinter der Fassade von Pflicht, Verwaltungsroutine und aufgezwungener Kriegführung; und selbst dieses Äußere ist uns durch die schlechte Quellenlage nur mangelhaft und oft undeutlich erkennbar. Hinter diesen Eisernen Vorhang, den Mark Aurel zwischen sein Innenleben und die Welt schob, lassen uns im Grunde nur seine sehr persönlich geprägten philosophischen Gedanken sehen.

Es ist eine alte Erfahrung nicht nur der historischen Wissenschaft, daß ein Gewinn an Kenntnissen in der Regel mehr Fragen aufwirft, als er beantwortet. So auch hier. Wir kennen Mark Aurel durch sein Werk so gut wie kaum einen römischen Kaiser, ja wir kennen seine eigensten Gedanken, Gefühle und Überlegungen — jene, die er als wahrhaft für sich wichtig erachtete — so eingehend und wörtlich wie nur bei wenigen Menschen des Altertums. Aber wer kann sagen, daß er nun Mark Aurel versteht? Das Bild, das sich uns eröffnet, wird weitgehend von Antinomien beherrscht. Da ist der Kaiser, der mit höchstem praktischen Geschick und in nimmermüder äußerer Tätigkeit trotz allen innen- wie außenpolitischen Stürmen das Steuerruder fest in der Hand behielt und das Reich mit bestem Erfolg durch diese Stürme hindurchführte, und der betont private Mensch, der an nichts Interesse hat als an dem auf das All bezogenen Innenleben. Da ist der Mann mit fein empfindendem, geradezu weichem Herzen und der Herrscher von härtester, nie gebrochener Energie. Da ist die treulichste Pflichterfüllung gegenüber Reich und Menschheit, der stets festgehaltene Bezug auf die politische Gemeinschaft, und die sorglichst bewahrte Distanz zu den Menschen, ja fast ein grüblerisches inneres Einsiedlerleben. Da ist der Mann, dem das Leben der Menschen fast ein nichts ist und der doch das seine mit äußerstem Einsatz lebt und es für die Menschheit lebt. Da ist der Herrscher und General, der mitten in einem Krieg auf Leben und Tod, ja zum Teil in den Gefahren des Feindeslandes, aphoristisch seine philosophischen Maximen und Reflexionen niederlegt, in denen all der Lärm der Welt und das Waffengetöse des Krieges — die er in strenger Pflichttreue zum Inhalt seines äußeren Lebens machte — völlig verstummen und schweigen müssen, in einer fast schizoid anmutenden Trennung der Lebensebenen, aber zugleich so, wie ein gequältes Herz sich in den einzigen Hafen von Sinn und Wahrheit und Frieden flüchtet. Vielleicht hängt es mit diesem Widerstreit unterschiedlichster seelischer Kräfte und Erlebnisse einer von Disharmonie gefährdeten Natur zusammen, daß Markus mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln um die innere Ruhe ringt, um den Frieden des Gemütes, um unerschütterliche Gelassenheit der Seele (vgl. Nickel 388 von dem „ungewöhnlichen Bedürfnis nach Ruhe“).

Der Kaiser ist auch in griechischer Sprache ein echt römischer Philosoph geblieben: er hat die Philosophie nicht durch neue Theorien bereichert, sondern, neben der Stoa vor allem von kynischem Gedankengut beeinflusst, für sie in persönlicher Verwirklichung und persönlicher Prägung im Rahmen der Lebensführung ein Lebenszeugnis geschaffen.

Nickel hat außer den Anmerkungen dem sonderbaren Werk auch ein lesenswertes Nachwort mitgegeben, in dem er eine Reihe von wesentlichen Aspekten knapp erläutert. Vielleicht rechnet er zu sehr damit, daß den Lesern die Grundzüge des stoischen Lehrgebäudes ohnehin vertraut seien. Für die Abwertung des menschlichen Daseins durch Markus prägt er den glücklichen Terminus „anthropologischer Minimalismus“ (386): das Sein der Individuen ist von minimaler Bedeutung vor dem Sein des Weltganzen. Er weist mit Recht darauf hin, daß der Kaiser kaum in das stoische Lob der Schönheit und Größe von Kosmos und göttlicher Natur mit einstimmt (384). Unbehandelt blieb eine dieser Tatsache entsprechende, für das Werk konstitutive Eigenart: der unüberhörbare Ton tiefer Resignation, ja fast der Depression, jedenfalls einer nahezu völligen Freudlosigkeit; sie wird mit äußerstem Mut ertragen, und in dieser Konstellation ist vielleicht der persönlichste Beitrag des Markus zu sehen. Was bleibt, ist nur die gnadenlos disziplinierte Heiterkeit und Ruhe des Geistes, stets neu umkämpft, stets neu zu erringen. Ihr Vorbild hat sie in der unerschütterten, durch nichts zu rührenden, gnadenlosen Heiterkeit des Allgottes. Man versteht, daß nach Erreichung dieser Position das stoische Philosophieren keine fruchtbare Fortsetzung mehr fand.

Problematisch ist bei diesem Werk bekanntlich die Übersetzung des eigenwilligen Titels *Tà εἰς ἑαυτὸν* (dazu 379). Wenn es richtig ist, daß diese Aufzeichnungen vom Kaiser nicht zur Publikation bestimmt waren (383 f.; freilich, wer wagte es dann, sie in die Schreibstuben zu bringen?), wäre das nur ein weiteres Argument für eine pointierte Übersetzung „An sich selbst“, wobei die Bedeutung fügenlos zu „Über sich selbst“ übergeht (Kommentare zu literarischen Werken wurden in der Antike mit *εἰς* ... tituliert). Nickel wählt die von Willy Theiler geprägte Form „Wege zu sich selbst“, was mir nicht gänzlich gelungen erscheint. Denn das letzte Ziel, auf das sich der Blick richtet, ist ja eben nicht die eigene Person, und sie ist auch nicht der Zweck der moralischen Anstrengung, vielmehr will Mark Aurel über die Belange dieser Person, ihre Geltung, Bedeutung und Angst hinausgelangen. Er erstrebt Selbsterkenntnis keineswegs um ihrer selbst willen, sondern um durch Erkenntnis der eigenen Geringheit das Herz ganz auf den lösenden Sinn und die Gelassenheit des Alls zu lenken, von hier

aus alles und auch sich selbst zu messen. Das Werk ist geradezu ein Gegenpol zu moderner „Selbstverwirklichung“.

Im Nachwort fällt die seltsame detaillierte Sicherheit über die Chronologie der Markomannenkriege auf (380 f.; sie werden dabei 380 zu „einer ersten Völkerwanderung“ ernannt); ebenso unproblematisch sicher ist für Nickel der Tod des Kaisers in Vindobona (381). Auch über manche Aspekte der Übersetzung läßt sich diskutieren. So ist XII 11 (305) ein Stück des griechischen Textes einfach fortgelassen und der Rest im Deutschen zu einem Satz zusammengefügt, der so im Griechischen nicht dasteht. II 16 (39) ist vom Gesetz τῆς πόλεως καὶ πολιτείας τῆς πρεσβυτάτης die Rede, womit natürlich die stoische Kosmopolis gemeint ist; Nickel überträgt die beiden Begriffe mit dem einzigen Wort „Staat“, das er — warum? — unter Anführungszeichen setzt, wobei zum Epitheton „ältesten“ gleich auch „und ehrwürdigsten“ hinzugesetzt wird, was eine Auslegung, nicht eine Übersetzung ist. Trifft es die richtige Nuance, πολιτικός mit „gemeinschaftsbezogen“ zu übertragen (III 6 [51]; III 7 [53])? Eher ist doch der konkrete Bezug auf das staatliche Gemeinschaftsleben und seine Ordnung gemeint, auf die Polis, hinter der letztlich wieder die Idee der Kosmopolis steht. VI 44 (145) übersetzt er das Wort dann doch noch als „auf die staatliche Gemeinschaft bezogen“; solche Schwankungen sollten möglichst vermieden werden. Die Mahnung, zu denken und zu handeln mit Bezug ἐπὶ τὸ κοινωνικὸν τέλος (XII 20 [309]), wird übersetzt als „auf das Ziel ‘Solidarität’“ (ebenso auch nachdrücklich im Kommentar dazu). Das scheint mir eine verfehlt aktualisierende, die einen neuen, anderen, bei Mark Aurel so nicht zu findenden Gedanken hineinbringt und den des Griechischen unkundigen Leser irreführen muß. Besonders bedauerlich ist die Übersetzung des großartigen Schlusses des Werkes (XII 36 [319], wo ἄλωος als Haltung des Sterbenden in Parallele dazu gesetzt wird, daß auch die ihn abberufende göttliche Weltvernunft ἄλωος ist. Nickel fügt für letztere von sich aus noch hinzu „und freundlich“ und verdirbt damit die Pointe. — Die IV 33 genannten großen Männer der Republik werden im Kommentar 333 ungenügend, ja zum Teil gar nicht erläutert. Hilfreich wäre es gewesen, wenn dem Buch — auch zur Vermeidung divergierender Übersetzungen — ein philosophisches Begriffsregister beigegeben worden wäre.

Gerhard DOBESCH

Boethius, *Trost der Philosophie. Consolatio philosophiae*. Lateinisch und deutsch. Herausgegeben und übersetzt von ERNST GEGENSCHATZ und OLOF GIGON. Eingeleitet und erläutert von Olof Gigon. (Sammlung Tusculum) München, Zürich: Artemis 1990, 370 S.

Mit dem „Trost der Philosophie“ liegt eines der berühmtesten Bücher des ausgehenden Altertums vor uns, und einst war es eines der gerühmtesten der ganzen lateinischen Literatur. Das heute immer noch weitverbreitete rein negative Urteil über die Spätantike wird schwer verständlich, wenn man dieses Werk zur Hand nimmt. Daß man das aber mit Freude wie auch mit Gewinn tun kann, ist das Verdienst des Verlages und der beiden Bearbeiter: denn das Buch wurde, wie man es bei der Sammlung Tusculum gewohnt ist, ansprechend gestaltet und auch rein äußerlich schon zum Lesegeuß eingerichtet; O. Gigon und E. Gegenschatz haben dazu eine verständliche, angenehme und getreue deutsche Übersetzung erarbeitet, eine einfühlsame Einleitung und ein kundiger Kommentar aus der Feder Gignons erschließen den Text dem heutigen Leser. So ist ein wichtiges Dokument des antik-römischen Humanismus neu in unsere Zeit gestellt.

Boethius gehört unstreitig zu den großen Persönlichkeiten seiner Zeit, und die *Consolatio philosophiae* ist sein prominentestes Werk. Er selbst, einer der vornehmsten und einflußreichsten Römer im ostgotisch beherrschten Italien, gläubiger Christ und zugleich im Vollbesitz der von ihm tief geliebten antiken Bildung, verfügt über die Traditionsschätze eines Jahrtausends griechischen und römischen Philosophierens, aber er beherrscht diese Tradition auch im eigentlichen Sinne, er vermag mit ihr zu arbeiten und gestaltet sie aus schwerstem persönlichen Erleben frei und in einem großen Wurf zu einem Lebensdokument eigener Prägung. Es waren der politische Sturz aus den höchsten Höhen von Ehre und Stellung sowie die drohend vor ihm stehende Hinrichtung, die ihn in der Haft dieses Buch schreiben ließen. Es ist menschlich bewegend, zu sehen, wie er ringt, um mit diesem Schicksal fertigzuwerden, sich von ihm nicht in ein menschenunwürdiges Chaos von Schmerzgefühlen und blind, ja vielleicht verzweifelt umherirrenden Gedanken schleudern zu lassen. Alle Kraft der Seele und des Denkens setzt Boethius ein, den Blick auf das Ewige und auf die göttliche Bestimmung des Menschen nicht zu verlieren und durch diesen Blick zugleich innerlich frei zu werden von dem ihn um-

klammernden irdischen Unheil. Vor unseren Augen ersteht das Bild einer Persönlichkeit, deren Kennzeichen eine unbestechliche, von tiefster Wahrheitsliebe getragene intellektuelle Ehrlichkeit ist. Er läßt erkennen, daß er mit nur allzu vielen Fasern seines Herzens an der weltlichen Ehre, am Einfluß, an der Würde des Senats, am Reichtum und an seiner Bibliothek hängt, doch mit allen Mitteln kämpft er darum, das Denken davon als von etwas letztlich Wertlosem weg und hin auf die ewigen Werte und auf Gott, der zugleich das Gute ist, zu richten. Er erhebt nicht den Anspruch, schon vor dem Verlust jener Dinge ihnen ebenso distanziert gegenübergestanden zu sein, und gerade das gehört zu seiner inneren Aufrichtigkeit. Alles Pharisäerhafte liegt ihm fern. Diese Stellung zwischen der so gut verständlichen Verhaftung an die äußeren Güter und einer sich in dieser Radikalität gleichsam jetzt erst in ihm vollziehenden völligen Abkehr zugunsten des wahrhaft Guten gibt der Schrift eine nicht erlöschende Aktualität.

Gigons Einführung, die zugleich einen interpretierenden Überblick über den Argumentationsverlauf in den fünf Büchern der *Consolatio* gibt, ist in ihrer Meisterschaft über jedes Lob erhaben. Hier wird wirklich ein Weg zum Verständnis des Werkes eröffnet, ebenso in den Kommentaren. Zwei Bemerkungen von mehr technischer Natur seien nicht verschwiegen: Bei den genannten Kommentaren wäre es eine Hilfe für den Leser gewesen, auf jeder Seite oben wenigstens das Buch anzugeben, von dem die Rede ist. Die Übersetzung könnte hie und da noch wörtlicher sein; so ist am Ende des 6. Gedichtes des 4. Buches vom Ursprung (*causa*) die Rede, *quae dedit esse*, was als „Ursprung, der Leben verliehen“, wiedergegeben wird (220 – 221).

Gerhard DOBESCH

DETLEF FECHNER, *Untersuchungen zu Cassius Dios Sicht der Römischen Republik*. (Alttertumswissenschaftliche Texte und Studien, 14). Hildesheim, Zürich, New York: Olms-Weidmann 1986, 265 S.

Die Literatur über Cassius Dio ist, wie F.s Literaturverzeichnis zeigt (252–265), schon sehr ansehnlich. Dennoch sind es bisher nur wenige Arbeiten, die den Bithynier als politischen und historischen Autor eigenen Profiles erforschen, obwohl schon Ed. Meyer ihn hoch geschätzt hat. Der größte Teil der Untersuchungen zu Dio befaßt sich mit historischer Interpretation, Glaubwürdigkeit und Quellenproblemen, was notwendig und eine noch lange nicht ausgeschöpfte Fragestellung ist. Es wäre aber ungerecht, Dio für immer nur im Lichte eines Mediums zu sehen, das uns an verlorene ältere Literatur heranführt. Vielleicht zögerte man früher auch, dem späten Autor zuviel eigenes Denken auf politischem Gebiet zuzugestehen. Von einer solchen Beurteilung — die mehr eine allgemeine „Haltung“ ist — muß man nun endgültig Abschied nehmen, ebenso wie es längst nicht mehr angeht, das 3. Jahrhundert als bloße Krisen- und Übergangszeit zu bewerten. Es besaß, auch abgesehen vom Neuplatonismus, sehr wohl seine geistige Eigenart und Bedeutung, und Cassius Dio ist nicht das geringste der Beispiele dafür.

F. unterscheidet sorgfältig zwischen den Ansichten, die Dio exponierten Politikern in den Mund legt, und jenen Stellen, an denen unverkennbar seine eigene Meinung vorgetragen wird. In diesem Sinne bildet die Interpretation der Äußerungen zu Grundsatzfragen der Verfassung einen Hauptschwerpunkt des Buches: sowohl für die Monarchie (Königtum) der Frühzeit Roms wie für die Republik (*δημοκρατία*) mit Einschluß des Übergangs zum Prinzipat werden erst die Stellungnahmen, die Dio jeweils von Vertretern oder Gegnern der einzelnen Staatsformen ausgesprochen werden läßt, eingehend untersucht, vor allem die großen Reden; darauf folgt die Zusammenstellung der persönlichen Urteile Dios über diese beiden Verfassungen, bis hin zur Wertung des Freiheitskampfes des Brutus und Cassius.

Im zweiten Hauptabschnitt untersucht F. Dios Meinungen über die Phasen der Geschichte der Republik, ferner — besonders wichtig — sein Ideal der politischen Stabilität und Sicherheit, unter Einschluß seiner Stellungnahme zu den spätrepublikanischen Auseinandersetzungen. Ebenso wird Dios Urteil über einzelne Faktoren des republikanischen Lebens geklärt, über das Volk (*ἄσμος, πλῆθος* bzw. *ἄμιλος, ὄχλος*), über das Volkstribunat und über das Prinzip der Kollegialität und Annuität der Ämter. Das Bild rundet sich durch eine Darstellung der Ansicht Dios über die Außenpolitik der römischen Republik (mit einer interessanten Interpretation der Rede Caesars anläßlich der Meuterei von Vesontio).

Wesentliche Ergebnisse F.s sind, daß das tief verwurzelte Stabilitätsideal der leitende Gedanke von Dios Werk ist (einschließlich der Forderung nach Sicherheit für den Besitz der Führungsschicht); er steht stets auf der Seite der Bewahrer des gegenwärtigen Zustandes. Auch in der Außenpolitik ist er eher Gegner der Expansion.

Den Prinzipat betrachtet er als notwendig, um das Bestehen des riesigen Reiches zu sichern, doch ist er keineswegs ein Verächter der Republik. Vielmehr gesteht er ihr für ihren Zeitraum einen eigenen Höhepunkt, positives Wirken und eigene Werte zu, vor allem *ἐλευθερία* und *παρρησία*. Dabei versteht er unter Republik (*δημοκρατία*) nicht griechische Demokratie, sondern in der Regel die römische aristokratische Staatsordnung. Schon in der Darstellung der Königszeit und auch dann in der der Republik ist die Unantastbarkeit des Senats für Dio ein zentrales Anliegen. Mit all dem scheint er parainetische Ziele gegenüber den Principes seiner Zeit zu verfolgen. Er steht somit deutlich in der Tradition der senatorischen Geschichtsschreibung des 1. Jh. n. Chr. und rückt mit seinem Freiheitsideal sogar in eine gewisse Nähe zu Tacitus.

F. hat ein wertvolles Buch (eine leicht überarbeitete Dissertation) geschrieben, das unser Verstehen und unsere Wertung Dios voranbringt und hilft, ein wichtiges Kapitel antiker Geschichtsschreibung in ein klareres Licht zu rücken.

Gerhard DOBESCH

Roman Eastern Policy and Other Studies in Roman History. Proceedings of a Colloquium at Tvärminne 2–3 October 1987, ed. by HEIKKI SOLIN and MIKA KAJAVA. (Societas Scientiarum Fennica, Commentationes Humanarum Litterarum 91) Helsinki 1990, 174 S.

Im Jahr 1987 wurde zu Ehren von Fergus Millar im finnischen Tvärminne ein Kolloquium abgehalten, das Fragen der griechischen und römischen Geschichte sowie der Tradition des klassischen Altertums galt. In dem vorliegenden Band sind nur Vorträge zusammengefaßt, die der Geschichte Roms gewidmet sind: die zwei ersten — und es sind die umfangreichsten — Beiträge befassen sich mit Problemen der römischen Beziehungen zum griechischen Osten; fünf kleinere Abhandlungen untersuchen verschiedene Fragestellungen der politischen, administrativen, demographischen und kulturellen Historie.

Fergus MILLAR (7–58) eröffnet die Proceedings mit einer Zusammenstellung unserer Kenntnisse (besonders auch aus Inschriften) über römische *coloniae* im Nahen Osten (Palästina, Syria, Mesopotamia), und zwar sowohl die wirklich deduzierten wie die bloß titularen. Einen besonderen Schwerpunkt bilden dabei Berytus und Baalbek; Berytus war die einzige Kolonie, die ihren lateinischen Charakter bis in die Spätantike bewahrte. Millar ergreift die Gelegenheit, die modernen Theorien über den heliopolitanischen Kult einer religionsgeschichtlich wichtigen Kritik zu unterziehen. Der Bogen der Untersuchung spannt sich dann über die drei Kolonien in und um Judaea und die der Regierung des Septimius Severus bis zu den für das 3. Jahrhundert bezeugten Städten dieses Typs. — Mika KAJAVA (59–124) sammelt die inschriftlichen Bezeugungen römischer Frauen senatorischen Standes aus der griechischen Osthälfte des Reiches in der Zeit der Republik und unter Augustus. Er legt nicht nur einen Katalog der epigraphischen Denkmäler vor, sondern kommentiert sie eingehend und stellt sie in den Gesamtzusammenhang der Ehren für vornehme oder einflußreiche Römer. Die senatorischen Frauen wurden nie für sich geehrt, sondern stets auf Grund ihrer Rolle als Tochter, Gattin oder Mutter. — Katariina MUSTAKALLIO (125–131) untersucht die Sage von Coriolanus in Beziehung auf Art und Wesen des Kultes der Fortuna Muliebris und diskutiert damit einen Aspekt der Rolle der Frau in der römischen Kultur. — Christer BRUUN (133–141) faßt das stadtrömische Amt des *curator aquarum* als bloße Ehrenstelle auf und sucht vorsichtig nach Erklärungen für die Tatsache, daß dieser Posten anscheinend während des größten Teils des 2. Jh. n. Chr. vakant blieb. — Timo SIRONEN (143–150) skizziert das Verhältnis zwischen Lukanern, Brutiern und der ländlichen Bevölkerung in der Magna Graecia im 4. und 3. Jh. v. Chr., wozu er besonders die Untersuchungsergebnisse für die Stadtterritorien von Metapont und Kroton heranzieht. — Heikki SOLIN (151–162) gibt eine vorläufige Auswertung der (von ihm zum Teil neu gelesenen) Inschriften aus Capua und seinem Territorium für die Zeit der Republik, vor allem für deren letztes Jahrhundert. Im Zentrum stehen die sogenannten *Tituli magistrorum Campanorum* und die Grabstelen von Capua, deren Tradition er bis in die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts fort dauern läßt. — Hannu LAAKSONEN (163–174) behandelt unter Auswertung der Inschriften das interessante Problem der Verwaltung und des Beamtenwesens Formiaes in der republikanischen Epoche (ein Kollegium von drei Ädilen als Oberbeamte), in der frühen Kaiserzeit (*praefectus und procurator*) und in der späten Kaiserzeit (*curator coloniae Formianorum*).

Insgesamt liegt hier ein interessanter Band vor, der ein schönes Zeugnis für die Lebendigkeit der klassischen Studien in Finnland und besonders auch für die Bedeutung der dortigen Arbeiten in der lateinischen Epigraphik ist.

Gerhard DOBESCH

GEORG DOBLHOFER, *Die Popularen der Jahre 111–99 vor Christus. Eine Studie zur Geschichte der späten römischen Republik*. Wien, Köln: Böhlau 1990, 152 S.

Es war ein geschickter Griff, gerade diese Jahre zum Gegenstand einer Untersuchung über populare Politik zu machen, denn wir besitzen für diesen Zeitraum verhältnismäßig viele einschlägige Nachrichten. So wird denn ganz grundsätzlich die Frage nach Charakter, Art und Motiven der Popularen von 111 bis 99 v. Chr. gestellt.

Nach einer eingehenden Darlegung des Standes der Forschung und ihrer hauptsächlichlichen Aspekte und Methoden (5–33) gibt D. als Grundlage seiner Überlegungen eine Reihe von Biographien der als „popular“ zu bezeichnenden Politiker (35–103), eine nützliche Zusammenstellung, in der verwunderlicherweise Marius fehlt. Aus dem hiedurch in besonderer Weise aufbereiteten Material zieht er dann unter dem Titel „Umfeld und Bedingungen populärer Politik“ (105–134) seine Schlüsse, wobei das Wesen des Popularentums ebenso betrachtet wird wie die Frage persönlichen Nutzens, besonders im Hinblick auf den späteren Verlauf der Karriere, ferner die verschiedenen Phasen populärer Aktivität (von denen drei herausgearbeitet werden) und die Tendenz der Quellen, wozu auch die Frage nach der populären Traditionsbildung gehört.

D. legt vor allem zwei Ergebnisse vor: Zum einen akzentuiert er stärker die Tatsache, daß man nicht von „den“ Popularen sprechen könne, dieser Name vielmehr getrennt agierende, durchaus heterogene politische Akteure bezeichne. Gerade die fehlende Kontinuität und die meist mangelnde Zusammenarbeit zwischen populären Politikern betont er sehr. Zum andern hält D. es für nunmehr erwiesen, daß egoistische politische Ziele der Popularen — gerade im Zusammenhang mit der Gestaltung der folgenden Karriere — als einziges oder doch vorwiegendes Motiv auszuschließen seien. Diese These ist interessant, sie hat viel Verlockendes und verdient eingehende Überlegung, wofür dann freilich die Gesamtheit der Popularen im letzten Jahrhundert der Republik heranzuziehen und auch die Karriere des Marius doch eingehender zu analysieren wäre.

Gerhard DOBESCH

Das Totenbuch der Ägypter. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von ERIK HORNING. Unveränderter fotomechanischer Nachdruck des 1979 in der „Bibliothek der Alten Welt“ erschienenen Bandes. Zürich, München: Artemis 1990, 544 S.

Seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten erfreut sich das Alte Ägypten in der westlichen Welt eines besonderen Interesses, von modischer Popularität bis zu echter, um Verständnis bemühter Anteilnahme. Dieses Interesse geht bis auf die Griechen, bis auf Herodot und Hekataios zurück, nur mit dem Unterschied, daß es heute vorwiegend auf die bildende Kunst der Ägypter gerichtet ist. Doch hat diese Faszination auch ihre beschämende Seite, die immer wieder auftretende sinistre Neugier auf ganz uralte, ganz geheime ägyptische Weisheiten, die nun allerdings, soweit es sie überhaupt gibt, ohne genaueste fachliche Erforschung und Erläuterung überhaupt nicht verständlich sind. Doch ist gerade das für dieses sensationslüsterne Haschen nach Auserwähltheit kein Hindernis, im Gegenteil: das gänzlich Fremdartige wird zum Mysteriösen, Verborgenen, und öffnet trivial-spiritueller Geheimnistuerei und dem Auffinden „mystischer Urerkenntnisse“ durch Laien Tür und Tor. Es ist nicht genug zu bedauern, daß auch manche Fachleute von diesem Medizinmann-Rausch ergriffen werden.

Freilich ist es nicht leicht, solch populärem, in jeder Weise billigem Mystizismus zu entgegenen. Das beste Mittel bleibt, die religiösen Lehren Ägyptens so, wie sie waren und wie wir sie (oft noch unvollkommen) zu deuten wissen, der Öffentlichkeit vorzutragen und möglichst die Texte selbst sprechen zu lassen — was sie aber nur tun, wenn, wie es hier geschieht, ein in der vordersten Linie stehender Forscher sie sorgfältig übersetzt und vorurteilslos kommentiert. Dem Artemis Verlag ist zu danken, daß er in seiner „Bibliothek der Alten Welt“ ein publikumswirksames Forum für solche Arbeiten geschaffen hat und hier 1979 die erste vollständige wissenschaftlich exakte deutsche Übertragung des Totenbuches erscheinen ließ. Da sie vergriffen ist, wird man es begrüßen, daß sie nun abermals vorgelegt wird. Man möchte ihr denselben Erfolg ein zweites Mal wünschen.

Von allen kulturellen Manifestationen Ägyptens erschließen sich seine Religion und die im engeren Sinn

religiösen Texte uns Heutigen am schwersten, und das Totenbuch (das stets mit den 1972 im selben Verlag erschienenen „Ägyptischen Unterweltbüchern“ zusammen gelesen werden sollte) ist keine leichte Kost. Wer hier erregende neue Lehren und frappante Offenbarungen über unbekannte „Dimensionen“ der menschlichen Seele und, was in aller Harmlosigkeit damit verbunden wird, über rätselhafte und geheimnisvolle Aspekte, Ebenen und Tiefen des Kosmos sucht, wird — erfreulicherweise — enttäuscht werden. Wer aber Ägypten begegnen will in seinem tiefsten Denken und seiner vordergründigsten Magie, in seinen innersten religiösen Sehnsüchten, in seiner Beschränktheit und in seiner Größe, und wer aus dieser Begegnung eine Bereicherung seines schlichten Menschseins erfahren will, der mag nach diesem Buch greifen. Denn das Totenbuch Ägyptens ist in seiner Weise ein „document humain“, Zeugnis der menschlichen Existenz an der Schwelle zur Finsternis und zum Nichts, zeitloses Denkmal nie verlöschender, sehrender Hoffnungen und einer nicht minder elementaren, kreatürlichen Angst.

Angesichts der Fülle der späteren Überlieferungen will Hornung hier nur das Totenbuch des Neuen Reiches (bis 1070 v. Chr.) vorlegen, also so, wie es zum überwiegenden Teil in der frühen 18. Dynastie zusammengestellt wurde. Als Textgrundlage nahm er die Editionen von Lepsius, Naville und Budge, aber bereichert durch weitere Handschriften und wichtiges, unveröffentlichtes Material. Die Übersetzung erfolgte unter Berücksichtigung der ägyptischen Metrik, wie sie G. Fecht erschlossen hat. Möglichst viele der Illustrationen (Vignetten) werden in Strichzeichnung wiedergegeben. Hornung ist mit Recht sehr zurückhaltend darin, angeblich verderbte Stellen ohne weiteres zu verbessern, denn sie können eine bewußte Abwandlung älteren Spruchgutes (so der Sargtexte) sein. Der Kommentar bemüht sich, auch dem Nichtägyptologen verständlich zu sein, und ist in erster Linie für diesen bestimmt; stellenweise aber, wo es um die Begründung einer neuen Übersetzung geht, wendet er sich speziell an den Fachmann.

In der Einleitung zeichnet Hornung kurz das Werden des Totenbuches nach. Er lehnt die Idee ab, es handle sich um Einweihungssprüche in Mysterien; vielmehr seien es Einweihungssprüche für das Jenseits (25). Ebenso stellt er sich gegen Deutungen in Okkultismus, Theosophie und modernen Einweihungslehren, die verständnislos ägyptisches Gedankengut (oder was sie dafür halten) mit dem tibetanischen Totenbuch und fernöstlichen Lehren verquicken (12). Statt dessen setzt er das ägyptische Totenbuch zum besseren Verständnis in den Zusammenhang einer Skizze der Grundlinien altägyptischer Jenseitsvorstellungen (25 ff.). Ein nicht nur besonders hübsches, sondern auch menschlich interessantes Detail ist die Schätzung (24), wie teuer ein Exemplar des — theoretisch für jedermann verwendbaren — Totenbuches zu stehen kam: es kostete etwa das halbe Jahreseinkommen eines Arbeiters.

Zum Schluß noch ein Wunsch. Der Artemis Verlag war gut beraten, als er in seine vorbildliche „Bibliothek der Alten Welt“ auch reichlich ägyptische Dichtungen aufnahm; ein erfreulicher Vorstoß in die Kultur des Zweistromlandes waren die ergreifenden „Sumerischen und akkadischen Hymnen und Gebete“, die leider vergriffen sind. Es wäre schön, wenn der Verlag diese wertvolle Initiative fortsetzte; es gibt genug vorderasiatische und altpersische Literaturdenkmäler dazu.

Gerhard DOBESCH

1. HANS-JOACHIM GEHRKE, *Geschichte des Hellenismus*. (Oldenbourg Grundriß der Geschichte, hrsg. von Jochen Bleicken, Lothar Gall, Hermann Jakobs, Bd. 1A). München: R. Oldenbourg 1990, 285 S.

2. JOCHEN MARTIN, *Spätantike und Völkerwanderung*. (Ebd. Bd. 4). München: R. Oldenbourg 1987, 287 S.

Vor uns liegen zwei weitere Bände der „Grundriß“-Reihe des Verlages Oldenbourg, die bereits zu einem unentbehrlichen Arbeitsbehelf geworden ist, gleich nützlich zur raschen Orientierung über den Problemstand und die Diskussion wie als Zusammenstellung ausgewählter Literatur. Auch diese Bände zeigen die ebenso einfache wie zweckentsprechende Dreigliederung: Darstellung; referierende Stellungnahme zu Grundproblemen der Forschung; Quellen und Literatur.

Ad. 1: Die griechische Geschichte war bisher mit bloß einem einzigen Band gegenüber der römischen Geschichte (drei Bände: Republik, Kaiserzeit, Spätantike) deutlich unterrepräsentiert. Da ist es sehr zu begrüßen, daß nun der Hellenismus eine eigene Behandlung erfahren hat. Die verwickelte Geschichte dieses Zeitraumes,

die Überfülle der mit ihm verbundenen Probleme sowie seine außerordentliche geistes- und kulturhistorische Bedeutung für die Weltgeschichte rechtfertigen vollauf, daß ihm ein ganzer Band gewidmet ist, der denn auch leicht gefüllt wurde.

Der makedonische Hintergrund Alexanders d. Gr. wird skizzenhaft erfaßt, mit Alexander selbst setzen dann Darstellung und Behandlung in aller Breite ein, ja Zug und Reich des großen Makedonen machen einen nicht geringen Teil des Buches in allen seinen drei Abschnitten aus. Gehrke bringt Alexander denn auch ein erhebliches Maß feiner Einfühlung entgegen. All dies ist notwendig, denn, wie er mit Recht bemerkt (3), verdankt der Hellenismus sein Dasein zu einem wesentlichen Teil dem ganz persönlichen, von nichts anderem her ableitbaren Werk Alexanders. Bei der Behandlung der Epoche als Ganzes verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß er das religiöse Leben wie schlechthin die seelischen Grunderfahrungen und Geistesgeschichte wie Literaturgeschichte eingehend berücksichtigt und sogar auch einen Blick auf die Geschichte der bildenden Kunst wirft; in der Tat ist ohne solches ein auch nur einigermaßen richtiges historisches Bild des Hellenismus undenkbar. Ebenso aber werden Staat, Gesellschaft und Wirtschaft behandelt, der Charakter der hellenistischen Monarchie, die administrativen wie territorialen Strukturen der neuen Reiche, aber auch soziale Zustände und politische Verfassungen in Hellas (Städte und Bünde). Relativ kurz werden die literarischen Quellenfragen abgetan, die eigentlich nur zu Alexander und allenfalls zu den Diadochen eingewiegt behandelt werden (die erhaltenen Autoren sind 216 ff. mit knapper Charakteristik und einschlägiger Bibliographie aufgelistet; dazu tritt noch 227 f. und 234). Das aber ist nicht zuletzt in unserer Quellsituation begründet, die für den größten Teil des 3. Jh., was die historischen Autoren angeht, geradezu katastrophal ist.

Büchern dieser Art ist in der Regel durch den festgesetzten Umfang ein äußerer Rahmen gegeben, der nicht überschritten werden darf. Damit wird es wohl zusammenhängen, daß das hellenistische Syrakus nur am Rande erwähnt wird (44; 45; 166; besser für die Kultur 93 f.), daß aber auch das baktrische Reich nur dort berücksichtigt wird, wo es von der Geschichte der „großen“ Diadochenreiche unmittelbar berührt wird (einige Literatur dazu 225). So bleibt das Bild des politischen Hellenismus in einigen wichtigen Rücksichten doch unvollständig. Noch schmerzlicher ist, daß die eingehende Behandlung nur bis 168 v. Chr. reicht, „das lange Nachspiel“ (so Gehrkes Bezeichnung) bis 30 v. Chr. recht kurz abgetan wird (Darstellung 124–128; Probleme 212–213, keine ganze Seite lang; Literatur 262–263). Freilich sind hier Überschneidungen mit der Geschichte der römischen Republik in vielen Punkten gegeben, und man wird für solche Beschränkung auch sonst Verständnis haben, da eben der äußere Umfang vorgegeben war und eine Behandlung der religiösen, geistigen, sozialen und ökonomischen Zustände sicher den Vorrang verdiente. Zu bedauern bleibt die Begrenzung aber doch.

Es ist nur allzu leicht, bei Werken, die eine solche Fülle von Problemen berühren und soviel Sekundärliteratur zu bewältigen haben, Lücken und abweichende Meinungen zu registrieren; aber es ist kaum gerecht. Für manche Detailangaben hätte man gerne einen Beleg, so dafür, daß man eine Eroberung Kleasiens bis zur Linie Sinope—Kilikien „als Plan dem Spartanerkönig Agesilaos unterstellt“ hatte (11), oder dafür, daß in der alexandrinischen Bibliothek alles Literarische „auf Griechisch, aber auch in allen (*sic*) anderen Sprachen“ gesammelt war (91). Auch ist zu bezweifeln, ob Pyrrhos Tarent „als Condottiere“ zuhülfe kam (44), und dem überwiegend positiven Urteil über Carl Schneiders wenig befriedigende hellenistische Kulturgeschichte (184) kann ich mich nicht anschließen. Auch manches Sprachliche fällt auf, so der unglückliche Plural die „Dionyse“ für Dionysios I. und den II. (45), die hellenistische Monarchie als Typus „einer personal-victorialischen Königsherrschaft“ (166) sowie die Prägung „königlich-aristokratischer ... Euergetismus“ (98).

Wie gesagt, es ist leicht, dergleichen zu bemängeln. Viel angemessener aber ist es, das bedeutende Pensum an schwieriger Arbeit, das Gehrke für uns alle geleistet hat, mit Freude anzuerkennen.

Ad 2.: Es gehört heute Mut dazu, ein derartiges Handbuch für die Spätantike zu schreiben: zum einen sind ungeheure Stoffmassen zu bewältigen — Martin spannt den Bogen von Diokletian bis zur Außenpolitik Justinians, unter Einbeziehung Odoakers und Theoderichs —, zum andern wird gerade in dieser, an Facetten und einzelnen Aspekten überreichen Periode außerordentlich intensiv geforscht, so daß die moderne Literatur kaum mehr zu überblicken ist. Umso mehr verdient dieser Mut Anerkennung, namentlich wenn er sich mit soviel Gelingen verbindet wie in dem vorliegenden Buch.

Martin bekennt sich mit Recht zur unbedingten Notwendigkeit auch der politischen Geschichte sowie des Blickes auf das Spannungsverhältnis zwischen Staat und Gesellschaft (XI). Besonderen Wert legt er auf die Unterschiede zwischen dem Westen und dem Osten des Imperiums gegenüber der oft stark hervorgehobenen

Einheitlichkeit des Mittelmeerbereiches. Im Wirken Diokletians und Konstantins sieht er die Reaktion auf die Krise des 3. Jh. und eine der grundlegenden Komponenten der Spätantike. Seit dem Ende der konstantinischen Dynastie werden die Ereignisse im Osten dann deutlich nachrangig gegenüber den Vorgängen im Westen behandelt, was wohl in der Tatsache, daß Byzanz ein eigener Band gewidmet ist, begründet liegt. Wirtschaft und Gesellschaft (Landwirtschaft, städtische Wirtschaft, die Führungsschicht des Reiches und die Frage des Patroziniums) werden ebenso zum Objekt eines eigenen Kapitels gemacht wie der spätantike Staat in seinen verschiedenen Teilbereichen, dem Kaisertum, der Verwaltung (zentral wie regional), der städtischen Verwaltung, den Senaten von Rom und Konstantinopel, dem Verhältnis des Kaisers zu den germanischen Königen sowie dem spätantiken Recht. Selbstverständlich erhalten auch die Fragen von Religion, Christentum und Kirche ein umfangreiches Kapitel, wobei allerdings die nichtchristlichen Religionen fast völlig vernachlässigt werden. Heikel ist stets die Behandlung der Kirchengeschichte: jeder Historiker der Spätantike steht unvermeidlich vor der Gretchenfrage nach seiner persönlichen Stellung zum Christentum und zu dessen verschiedenen Formen. Streben nach Objektivität ist hier selbstverständliche Pflicht, aber kaum durchführbar. Ja es erweist sich immer wieder geradezu als unmöglich, in diesen Fragen völlig „unparteiisch“ zu sein oder auch nur die Sympathien gleich zu verteilen. Martin macht da trotz seiner anerkennenswerten Bemühungen keine Ausnahme. Es sei uns fern, ihm das als Vorwurf anzukreiden; im Gegenteil. Aber man muß sich bei der Benützung der Referate seines Buches eben stets bewußt bleiben, daß er von der Warte eines gemäßigten Protestantismus aus urteilt.

Es hängt wohl wieder mit der notwendigen Umfangsbeschränkung zusammen, daß die übrige Geistesgeschichte (Neuplatonismus) weitestgehend ausgeklammert bleibt, ebenso das literarische und künstlerische Leben. Schwerer wiegt hingegen, daß bei einem Buch, das ausdrücklich auch die Völkerwanderung im Titel nennt, Ethnogenese und Geschichte der germanischen Völker (namentlich vor deren Eintritt ins Reich) und der Hunnen nur in der Bibliographie 241–244 eigens berücksichtigt werden und man sich in der Darstellung wie in der Problemdiskussion auf gelegentliche Bemerkungen (etwa 159; 162) verwiesen sieht. Ebenso entbehrt man eine kurze Skizze der spätantiken Geschichtsschreibung und ihrer Problematik, ohne deren Kenntnis die Verwendung der literarischen Quellen oft recht schwierig ist (ein geringer Ersatz 202–204). Unbefriedigend ist die alphabetische Auflistung der wichtigsten literarischen Quellen im Rahmen der Bibliographie (220–230); die beigegebenen, äußerst knappen Erklärungen führen meist gar nicht in die Frage nach Wesen und Wert ihrer Werke ein (daß Cassiodor auch eine Gotengeschichte geschrieben hat, erfährt man beispielsweise erst bei Jordanes); für manche Autoren wie Aurelius Victor und Eutropius wird nur die deutsche Übersetzung, aber keine Textausgabe genannt; ein Historiker wie Petros Patrikios wird überhaupt nicht erwähnt (auch nicht im Register); die Quellensammlung von R. C. Blockley, *The Fragmentary Classicising Historians of the Later Roman Empire*. Bd. 1–2 (ARCA 6; 10), Liverpool 1981 u. 1983, scheint nicht erwähnt zu werden (zumindest aber habe ich sie nicht gefunden).

Auch hier gilt das schon oben zu Gehrke Gesagte, daß es verhältnismäßig leicht ist, Einzelheiten zu kritisieren. So wird die auf das Scheitern des Gainas folgende „antigermanische“ Reaktion im Ostreich im Darstellungsteil als unproblematische, sichere Tatsache erwähnt (37; vgl. 39; im Diskussionsteil scheint sie nicht mehr auf), obwohl G. Albert (Goten in Konstantinopel. Paderborn 1984; bei Martin 243 Nr. 419) sie — wenn auch wohl mit Unrecht — nachdrücklich bestritten hat. Daß die Christengemeinden „etwa bis zur 2. Hälfte des 2. Jhs. n. Chr. ... kaum missionarisch tätig waren“ (111), ist angesichts der Apostelgeschichte wie der Apostelbriefe einerseits und andererseits des Zeugnisses des jüngeren Plinius für die Ausbreitung des Christentums in Nordwestkleinasion ganz unglaublich. — Für R. Wenskus, *Stammesbildung und Verfassung* (241 Nr. 370), wird entgegen Martins sonstigem Usus der 1977 erschienene Nachdruck nicht genannt. W. Arends vorzügliche Quellensammlung (217 Nr. 1) wird nur in der ersten Auflage zitiert, ebenso H. Wolframs Gotenmonographie (243 Nr. 415); daß dies aber nicht auf einem Prinzip beruht, sieht man daran, daß für die Römische Geschichte von A. Heuss weder die erste noch die vierte, sondern ausgerechnet die zweite Auflage genannt wird (231 Nr. 164). Im Register sind die Seitenangaben für die Quaden auf das Personenregister (275) und das Sachregister (282) verteilt.

Dennoch steht der Rezensent vor der angenehmen Pflicht, solche Kleinigkeiten — angesichts einer so umfangreichen Arbeitsleistung! — letztlich für unwichtig zu halten und mit Dankbarkeit die beachtenswerten eigenen Stellungnahmen Martins sowie die große Nützlichkeit des von ihm geschaffenen Arbeitsinstruments anzuerkennen.

Gerhard DOBESCH

HERMANN DIEHL, *Sulla und seine Zeit im Urteil Ciceros*. (Beiträge zur Altertumswissenschaft, 7). Hildesheim, Zürich, New York: Olms-Weidmann 1988, 253 S.

Hier liegt wieder eine jener nützlichen und klugen Dissertationen vor, wie sie in den letzten Jahren häufiger geworden sind. Auf der Grundlage einer Abschätzung des Wertes des Quellenmaterials sowie der Ausdrucksweise Ciceros und nach Klarstellung der biographischen Voraussetzungen, des äußeren wie inneren Werdegangs des Redners, behandelt D. zuerst Ciceros zeitgenössisches Zeugnis über Sulla, also vor allem die Rede *pro Sexto Roscio Amerino*, und dann die ciceronischen Äußerungen und Urteile aus der Zeit nach Sulla. Besonders erfreulich an dieser Arbeit ist die sorgfältige, stets in einem weiten Umkreis politischer Tatsachen und Ideen agierende Kunst der Interpretation. D. präpariert die Tatsache heraus, daß Cicero das Verfassungswerk Sullas stets bejaht hat, parallel dazu aber Sullas blutige Machtergreifung und seine unbeschränkte Machtfülle nachdrücklich kritisierte. Sullas politische Vorstellungen fanden seine Zustimmung, Sullas politisches Vorgehen aber war ihm ein Abscheu, so sehr, daß er „den real existierenden Sulla, seine politische Leistung und historische Bedeutung“ völlig in den Hintergrund treten ließ (165). Aus den neuen Wortbildungen *sullaturire* und *proscripturire* wird sogar vorsichtig auf „eine verdrängte, traumatische Angst“ geschlossen (148). Es fällt auf, daß Cicero — wobei ich freilich hinzufügen möchte: soweit seine Schriften erhalten sind — Sullas Amtsverzicht nicht erwähnt; die Gründe dafür liegen „in den starren Zügen seines Sulla-Bildes, die von innerer Ablehnung und Abwehr bestimmt wurden und sich gegen eine Revision durch positive Tatsachen verschlossen“ (165). Hervorzuheben ist auch, daß bei Cicero kein Bewußtsein und kein Verständnis für die epochale Bedeutung von Sullas Marsch auf Rom zu finden ist (130 ff.). Hier scheint mir doch auch eine gewisse, lebenslang bewahrte Blindheit für manche der politischen Faktoren — so auch für die Armee — vorzuliegen, was so ziemlich in dieselbe Richtung geht wie der von Matthias Gelzer betonte Mangel an Machtinstinkt. Interessant sind auch D.s Ausführungen zu „*Felix*“ als Beinamen Sullas, zu dessen unrepublikanischer Bedeutung und zur Reaktion darauf in Rom (111 ff.). Der Vergleich zwischen Ciceros und Sallusts Urteil über Sulla (213 ff.) zeigt bedeutende, politisch begründete Unterschiede. D. formuliert etwas Grundsätzliches für das Verhältnis des Redners zu dem großen Diktator (165): „Schon Cicero scheint Sullas einzigartige Persönlichkeit ein unheimliches Rätsel gewesen zu sein, so daß er, um sich ihrer zu erwehren, seine Zuflucht zu Stereotypen nahm. ... Alles, was nicht in dieses Schema paßt, wird entwertet, verdrängt oder ignoriert.“ Da stellt sich mir nun freilich die Verbindung zu Ciceros Urteilen über Caesar her, die in nicht geringem Grade ebenso durch diese Worte bezeichnet werden könnten. Dem idealtypisch denkenden „*homo Platonicus*“ fehlte — anders als Platon — eben doch in einigen Hinsichten das Verständnis für die Weite, Tiefe und Problematik der menschlichen Persönlichkeit, namentlich bei ihm fremden Persönlichkeiten, und es ist kein Zufall, daß nicht nur seine poetische Produktion bedeutungslos war, sondern daß er auch sein philosophisch-theoretisches Schrifttum mit höchster Energie immer weiter ausgebaut hat, aber den Plan, Geschichte zu schreiben, sang- und klanglos fallen ließ.

Das Literaturverzeichnis (229 ff.) unterläßt es leider, bei Artikeln in Zeitschriften oder Sammelwerken die Seitenzahl anzugeben.

Insgesamt liegt hier eine Arbeit vor, die unser Wissen sowohl um Sulla wie um Cicero zu fördern vermag. Zugleich enthält sie, worauf eigens hinzuweisen ist, einen großen Teil des Materials für einen politisch-historischen Kommentar zur Rede für Roscius aus Ameria.

Gerhard DOBESCH

Kulturhistorische und archäologische Probleme des Südostalpenraumes in der Spätantike. Referate des Symposions an der Universität Klagenfurt vom 24. bis 26. September 1981. Arbeitsgemeinschaft Alpen – Adria, Rektorenkonferenz. Herausgegeben von HERBERT GRASSL. Wien, Graz, Köln: Böhlau 1985, 133 S.

Im Rahmen der ARGE ALPEN – ADRIA, der Arbeitsgemeinschaft der Länder und Regionen der Ostalpengebiete (Arbeitsgemeinschaft Alpen – Adria), wirkt auch eine 1979 institutionalisierte Rektorenkonferenz, die sich unter anderem das Ziel gesetzt hat, zu Themen, die für den Alpen–Adria-Raum von Bedeutung sind, Tagungen und Symposien abzuhalten, um die Mitgliedsuniversitäten zu wissenschaftlicher Zusammenarbeit anzuregen und ein Forum persönlichen Kontaktes zu bieten. Kärnten und der Universität Klagenfurt kommt hier naturgemäß eine große Rolle zu, und eine der ersten Veranstaltungen dieser Art fand denn auch in Klagenfurt

statt; ihre Vorträge liegen hier im Druck vor. Sie sind ein erfreuliches Zeichen einer über Staatsgrenzen hinauswirkenden regionalen Zusammenarbeit, und in der Tat bildete dieser Raum in der Kaiserzeit und der Spätantike vielfach eine Schicksalsgemeinschaft, die nur von dem Standpunkt der seit dem Untergang Altösterreichs entstandenen Nationalstaaten aus gar nicht angemessen betrachtet werden kann.

Den Auftakt gibt Fulvio BABUDIERI, Triest, (11 – 17) mit einer Skizze der historischen Schicksale Tergestes in der der Spätantike vorangehenden Römerzeit. Auf diesen (in den Einzeldaten leider nicht immer zuverlässigen) einstimmenden Überblick folgt eine eingehende Untersuchung der Beschreibung der Südostalpen in der Tabula Peutingeriana von Luciano BOSIO, Padua, (18 – 24, deutsche Fassung 25 – 31). Fritz LOCHNER VON HÜTTENBACH, Graz, (93 – 105) behandelt die sprachliche Zuweisung der römerzeitlichen Personennamen im Gebiet der Steiermark, Giambattista IMPALLOMENI, Triest, (71 – 79) befragt das Material von Concordia Sagittaria über seine Aussagekraft für Bestimmungen und Sanktionen des Sepulkralrechtes. Zwei Referate gelten dem schwierigen, aber faszinierenden Problem der Romanisierung: Herbert GRASSL, Klagenfurt, betrachtet die ethnischen und sozialökonomischen Bedingungen der Romanisierung, soweit sie sich für den Ostalpenraum und speziell für die Spätantike eruieren lassen (60 – 70), und Adolf LIPPOLD, Regensburg, analysiert Romanisierung und Christianisierung dieses Gebietes in der Zeit um 400 n. Chr. (80 – 92). Der letztgenannte Vortrag gehört zugleich auch schon zu der Gruppe jener Beiträge, die dem Christentum und damit dem wichtigsten geistesgeschichtlichen Phänomen des Alpen – Adria-Raumes in der Spätantike gelten. Rajko BRATOŽ, Laibach, faßt zusammen, was wir über die Geschichte des Christentums in Slowenien wissen (32 – 54), Franz GLASER, Klagenfurt, berichtet von den frühchristlichen Kirchenbauten auf dem Hemmaberg, wie sie sich nach neueren Grabungen darstellen (55 – 59), Mario MIRABELLA ROBERTI, Udine, referiert über die Ausbreitung des Metropolitanbereiches von Aquileia in den Alpen (106 – 112), Duje RENDIĆ-MIOČEVIĆ, Zagreb, untersucht einen speziellen Typus frühchristlicher Sakralbauten in Noricum und Illyrien (113 – 118, deutsche Fassung 119 – 133).

Der gehaltvolle Band, den Herbert Graßl als Herausgeber betreut hat, ist ein schönes Beispiel kenntnisreichen Zusammenwirkens von Gelehrten verschiedener Nationalität und eine willkommene Zusammenfassung und Bereicherung unseres Wissens über die Spätantike des Südostalpenraumes, wobei die im strengen Sinn historischen Bereiche ausgeklammert blieben, da Symposium wie Akten sonst wohl ins Ungemessene gewachsen wären.

Gerhard DOBESCH

KARL-WILHELM WEEBER, *Smog über Attika. Umweltverhalten im Altertum*. Zürich, München: Artemis 1990, 223 S.

Umweltschutz, Umweltdenken, ökologische Sorge sind — und wir müssen dafür dankbar sein — heute endlich feste Bestandteile des zeitgenössischen Bewußtseins geworden und damit wenigstens auch in den Rang stereotyper Lippenbekenntnisse avanciert. Das ist immerhin etwas, freilich zu wenig und zu spät. Es lag eigentlich nahe, diesem Thema einmal für die griechisch-römische Antike nachzugehen. Aber gerade bei dieser Aktualität und diesem modernen Interesse lagen auch die bekanntesten Gefahren solch reißerischer, oft schnell für einen „Marktbedarf“ zusammengestoppelter „Fachbücher“ nahe: billige Aktualisierung, journalistisches Brimborium, Verpuffen in Schlagzeilen und Effekten, Mangel an sachlich richtiger Information. Aber W. ist diesen Gefahren entgangen, und siehe da, sein Buch ist nur umso interessanter geworden und kann jedem am Altertum Interessierten als Lektüre empfohlen werden. Er hat gründlich und sorgsam recherchiert, die enorme Fülle des in dem nicht allzu dicken Buche ausgebreiteten Materials, geschickt belebt durch eingestreute Originalzitate, wird durch Anmerkungen genau belegt; so ist hier auch für den Fachmann eine vortreffliche Materialzusammenstellung, ja eine Art Nachschlagewerk entstanden.

Eine ganze Reihe einschlägiger Themen wird jeweils für das ganze Altertum (aber ohne den Alten Orient, für den uns ja weithin einschlägige Quellen fehlen) dargestellt: Waldsterben und Entwaldung; Kriegführung als Ursache für Umweltzerstörung; die Problematik des Bergbaus; die Umweltbelastungen in der kaiserzeitlichen Riesenstadt Rom; die Dezimierung und Ausrottung von Tierarten für die sinnlosen Vergnügungen des Amphitheaters; Landschaftszerstörung sowie das abgelehnte Tiber-Regulierungsprojekt von 15 n. Chr.; Bleivergiftung als weitverbreitete Erscheinung. W. stellt anschaulich und unmittelbar dar, klar und flüssig, ohne umständlichen Ballast. Er folgt dem Material und läßt die Fakten sprechen, bringt die reinen Tatsachen mit kurzen, aber wohlwogenden Deutungen. Er behält sein klares, vernünftiges Urteil, hütet sich vor Übertreibungen

oder gar Marktschreierei und Katastrophengier; im Gegenteil, er warnt, wo es nötig ist, immer wieder zur Vorsicht und zur Zurückhaltung gegenüber zu weitreichenden Schlüssen und Verallgemeinerungen. Dabei ist sein Buch ausgezeichnet, ja fesselnd zu lesen, er formuliert griffig (bis hin zu hellenistischen Großschiffen als „schwimmenden Investitionsruinen“, 31) und findet für jede Situation ein passendes Wort.

Kurzum, wir haben hier genau eines jener Bücher vor uns, wie wir sie so dringend brauchen und so selten erhalten: für den interessierten Laien seriöse Information, anregend dargeboten, für den Fachmann eine wertvolle Sammlung von Fakten und Belegen, für beide aber Stoff zum Nachdenken.

Gerhard DOBESCH

THOMAS GRÜNEWALD, *Constantinus Maximus Augustus. Herrschaftspropaganda in der zeitgenössischen Überlieferung*. (Historia Einzelschriften, 64). Stuttgart: Franz Steiner 1990, 320 S.

G. geht der Rolle der Propaganda Konstantins des Großen in ihrer Funktion als Herrschaftslegitimierung nach, die gerade bei ihm als Usurpator naturgemäß besonders heikel war. Im Zentrum der Untersuchung steht also eine zentrale und straff organisierte Propaganda mit wohlwogenen Themen, bei der sich sowohl die Frage nach der Selbstdarstellung des Kaisers wie nach der Rezeption durch die Bevölkerung stellt. Eine besondere Bedeutung weist G. hier den inschriftlichen Zeugnissen zu, die noch nicht zusammenhängend für diesen Problemkreis ausgewertet seien; namentlich die Kaisertitulatur gestatte hier eingehende Beobachtungen, sodaß ein ständiger Entwicklungsprozeß zu verfolgen sei. Diesen Entwicklungsprozeß, der seiner einleuchtenden Ansicht nach von der kaiserlichen Kanzlei gesteuert wurde, verfolgt G. in seinem chronologischen Fortschreiten. Die Phase der Alleinherrschaft behandelt er bewußt am kürzesten, da damals die Herrschaftslegitimierung und die Propaganda am wenigsten benötigt worden seien.

G. geht von der methodischen Voraussetzung aus, daß nicht nur Inschriften des Kaisers oder von Beamten, sondern auch die seitens Privater, die den Kaiser nennen, als offiziell zu betrachten seien. Für die Titulatur wird das im wesentlichen zutreffen, darüber hinaus aber erscheint mir diese Annahme noch nicht als schlechthin erwiesen. In einem überaus nützlichen Katalog, der durch ausführliche, förderliche Indizes erschlossen wird, stellt G. 522 lateinische Inschriften im Namen oder zu Ehren Konstantins zusammen (mit angestrebter Vollständigkeit). Die griechischen Inschriften sammelte er zwar und wertete sie aus, nahm sie aber nicht in den Katalog auf; zum ersten seien sie weniger wichtig als die lateinischen Inschriften, zum anderen aber habe Latein auch im Osten als Amtssprache gedient und sei daher als „ein wesentliches Kriterium für den offiziellen Charakter einer Inschrift“ anzusehen (12). Diese letztere Feststellung leuchtet nicht ein, und es bleibt zu bedauern, daß G. seinen Katalog nicht durch Aufnahme der Denkmäler in griechischer Sprache zu einem kompletten Arbeitsinstrument gestaltet hat.

Für das Zeugnis der Münzen faßt er sich kürzer, da diese besser erschlossen und bereits besser ausgewertet seien, aber er zieht auch sie heran und stellt sie in den Zusammenhang mit den Inschriften. Dasselbe gilt auch von den fünf konstantinischen Panegyrici sowie den übrigen zeitgenössischen Quellen (vor allem Lactanz und Eusebius). Bei ihnen allen ist das Neue, daß sie nun mit dem Zeugnis der Inschriften zusammengesehen werden. All dies macht nach Ansicht G.s den Wandel der politischen Ideologie Konstantins sichtbar, wobei das Bild von der literarischen Überlieferung in wesentlichen Punkten abweicht.

G. hat mit seiner Arbeit, die eine Fülle eigener Beobachtungen in großen und kleinen Fragen bringt, einen auf genauer Materialauswertung beruhenden, nützlichen Beitrag zur Konstantinforschung geliefert. Sein Buch zählt in die Reihe förderlicher Dissertationen, wie sie in den letzten Jahren anscheinend immer häufiger zu beobachten sind¹.

Gerhard DOBESCH

¹ Übersehen wurde beim Ausdruck, daß auf S. 9 unten mindestens eine Zeile fehlt.

ERIK HORNUMG, *Gesänge vom Nil. Dichtung am Hofe der Pharaonen*. Ausgewählt, übersetzt und erläutert von Erik Hornung. Zürich, München: Artemis 1990, 204 S.

„Mit der Veröffentlichung dieser dichterischen Texte ... wird ein funkelnder Schatz aus der Zeit der ägyptischen Pharaonen gehoben und dem heutigen Leser präsentiert.“ Wir stehen solchen Formulierungen, die sich auf dem Papierumschlag von Neuerscheinungen anbieten, in der Regel abgestumpft, manchmal vielleicht mißtrauisch gegenüber. In diesem Buch aber muß man nur zu lesen beginnen, um zu erkennen, daß dieses Versprechen eingelöst wird. Es ist ein richtiges Schatzkästlein erlesenen literarischen Genusses, das, über die Fachwelt hinaus, hier einem breiteren Leserkreis aufgetan wird. Der Artemis Verlag hat in dankenswerter Weise schon eine stattliche Fülle altägyptischer Texte in deutschen Übersetzungen erschlossen; die nun vorliegende Auswahl gibt uns davon gleichsam die *crème de la crème*. Einen Vorgänger hat sie in dem von H. 1978 veröffentlichten, seit langem vergriffenen Büchlein *Meisterwerke altägyptischer Dichtung*; es wird mit dieser Sammlung „in neuer, stark erweiterter Form“ wieder vorgelegt (8). Hier sind Superlative am Platz: wir halten eine Kollektion erlesener Perlen in der Hand. Ob es nun der köstliche „Redekundige Oasenmann“ (früher: „Die Klagen des beredten Bauern“) oder der „Sinuhe“ ist, die „Mahnworte des Ipuwer“ oder der „Sonnengesang Echnatons“, immer wieder schlägt uns die Gewalt der Gedanken und Worte in ihren Bann. Schmerzlich bleibt, daß der unvergleichliche „Lebensmüde“ nicht zur Gänze aufgenommen wurde, doch finden wir immerhin seine vier herrlichen Schlußgedichte. Eine Bemerkung am Rande: mit leisem Grauen notiert man, wieviel Wertvollstes (wie etwa der soeben genannte „Lebensmüde“) nur in einer einzigen Abschrift auf uns gekommen ist; daß also, mit anderen Worten, die Erhaltung an einem dünnen Faden hing und oft reiner Zufall ist. Wieviel des Besten mag da verloren sein!

Nach einer knappen, nur zwei Seiten umfassenden Einleitung (7 f.) folgen als Hauptstück des Buches die Texte selbst (9–176). Sie sind nicht in chronologischer Reihenfolge gegeben, sondern nach großen Themenkreisen gegliedert, so etwa „Die Kunst der ‚Schönen Rede‘“, „Die Welt der Klagen“, „Göttliche Mächte“, „Zwischen Jubel und Trauer“ (hier die Liebeslieder und Harfnerlieder). Ein Anhang (177 ff.) bringt zu jedem Werk eine kurze Einführung und den notwendigsten Kommentar und nennt auch die maßgeblichen Editionen. Wer näher eindringen will, findet 203 f. weiterführende Literatur. Jene Texte, die in E. Brunner-Trauts *Altägyptischen Märchen* bequem zugänglich sind, wurden bewußt ausgespart, ebenso jene religiösen Texte, die eine allzu aufwendige Kommentierung erfordert hätten. Die Übersetzung sucht in taktvoller Weise einen Mittelweg zwischen reiner Fachsprache und freier Nachdichtung; H. erstrebte Genauigkeit, zugleich aber „lesbare und rezitierbare Übersetzungen“ (8).

Die Bildende Kunst des Alten Ägypten erfreut sich heutzutage einer auffälligen (und nicht leicht deutbaren) Beliebtheit; sie spricht — viel mehr etwa als die Kunst Mesopotamiens — ein tiefes Bedürfnis des modernen Menschen an. Zeugnis dafür sind die zahlreichen Photobände, die Ägypten als Thema haben. Übersetzungen, wie die hier vorliegenden, sind eine unbezahlbare, fast unentbehrliche Ergänzung der Bilder: die Werke der Malerei und Plastik beginnen zu sprechen. Wer immer solche Bildbände besitzt und gerne aufschlägt, sollte auch den Weg zu diesem Buch finden.

Gerhard DOBESCH

OTTO VEH, *Lexikon der römischen Kaiser. Von Augustus bis Iustinianus I. 27 v. Chr. bis 565 n. Chr.* 3., überarb., erg. und mit Bildern vers. Aufl. Zürich, München: Artemis 1990, 160 S.

Es ist ein gutes Zeichen für die Brauchbarkeit und Notwendigkeit eines solchen römischen Kaiserlexikons, daß V.s Buch jetzt schon in der dritten Auflage vorliegt, wieder überarbeitet, ergänzt und, was ein hübscher Einfall war, um Porträts etlicher Herrscher erweitert. Es erfüllt ein Bedürfnis der gebildeten Öffentlichkeit. Vortrefflich ergänzt es sich gegenseitig mit D. Kienasts 1990 erschienener Kaisertabelle; bietet diese für Abstammung und Karriere das Gerüst der festen Daten und Titel, namentlich offiziellen Charakters, so gibt V. uns eine alphabetisch geordnete Sammlung von Kurzbiographien, sozusagen einen modernen „*liber de Caesaribus*“. Von Augustus bis 565 n. Chr. (also bis zum Ausgang Iustinians) werden nicht nur die Herrscher, sondern auch die entlegensten Gegenkaiser und Usurpatoren behandelt.

Diese knappen Lebensbeschreibungen, prägnant und klar formuliert, helfen sehr gut zu rascher Orientierung; sie gründen auf den entsprechenden Artikeln im Lexikon der Alten Welt (soweit solche vorhanden waren). Als besonders erfreulich ist die angestrebte Vollzähligkeit auch „kleiner“ und „kleinster“ Kaiser zu vermerken. Eine schöne Beigabe ist die chronologische Kaisertabelle (144 ff.); wer Lust hat, kann von hier aus die Kaiser in ihrer historischen Reihenfolge im Lexikonteil aufsuchen und lesen und erhält so gleichsam einen konzentrierten Überblick über die Kaisergeschichte Roms. Die Zusammenstellung „ausgewählter Literatur“ (133 ff.) bietet dem, der näher eindringen will, die Möglichkeit dazu.

V. gibt im Vorwort der Absicht Ausdruck, daß „das vorliegende Bändchen ... Freunden der antiken Geschichte in knapper Form einen Überblick über die römischen Herrscher ... geben“ solle. Diese Absicht ist gelungen, und das handliche Lexikon kann den angesprochenen Freunden der antiken Geschichte zur Benützung und Lektüre empfohlen werden.

Gerhard DOBESCH

DANKWARD VOLLMER, *Symploke. Das Übergreifen der römischen Expansion auf den griechischen Osten. Untersuchungen zur römischen Außenpolitik am Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr.* (Hermes Einzelschriften, 54). Stuttgart: Franz Steiner 1990, 185 S.

Daß in der 140. Olympiade — 220 bis 216 v. Chr. — die Teile der Mittelmeerwelt zu einer in sich verflochtenen, politischen Einheit zusammenwuchsen, ist ein Gedanke des Polybios, für den dabei das Jahr 217 im Vordergrund steht. V. setzt sich mit diesem Gedanken in einer ideenreichen, ungemein anregenden Weise auseinander, kritisiert ihn, bejaht ihn, baut ihn aus, modifiziert und interpretiert ihn. Er tut dies unter Auswertung unserer — recht schmalen — quellenmäßigen Basis und in steter Auseinandersetzung mit der umfangreichen modernen Literatur. Einem Aspekt der Berichte des Polybios steht er skeptisch gegenüber, indem er darauf hinweist, daß dessen Berichte über die Motive der Handelnden des 3. Jh. für uns nicht verbindlich seien. Nach Feststellung der Fakten müsse der moderne Historiker vielmehr selber versuchen, die politischen Vorstellungen und Beweggründe zu erfassen. Sehr bedenkenswert ist auch seine Ansicht, die der römischen Politik schon für das 3. Jh. einen weiteren Horizont zuschreibt, als dies manchmal geschieht.

Das Werk bietet in einer Hinsicht vielleicht weniger, als mancher erwarten könnte, in anderer aber sicher wesentlich mehr. Denn V. hält sich einerseits, ganz getreu dem prägnanten Sinn seines Titels, an den bloßen Vorgang der beginnenden Verflechtung und ihrer Vorgeschichte, er führt die Darstellung bis an den Zweiten Makedonischen Krieg und skizziert diesen wie die ihm folgende Regelung nur im großen politisch-historischen Überblick. Andererseits behandelt er die Vorgeschichte der „Symploke“, nämlich Roms Eingreifen in Illyrien, in allen Einzelheiten — es steckt eine Geschichte der illyrischen „Reiche“ bis zum Ende des 3. Jh. in dem Buch —, ja er weitet in sinnvoller Vervollständigung des Themas den Gesichtskreis auch aus auf Roms Westpolitik und gibt eine Behandlung des Engagements Roms in Iberien bis auf Hannibal.

Schon im ersten Kapitel weist V. auf die Frage hin, ob der Zweite Makedonische Krieg ein Neubeginn römischer Ostpolitik gewesen sei, und auf das Problem des „Imperialismus“. Dann wendet er seine Aufmerksamkeit dem Osten zu, wobei er sehr weit zurückgreift (mit Recht; die Verbindungen Illyriens mit der Geschichte des Ostens bedürfen zu ihrer Klarstellung auch der früheren Ereignisse). Erst referiert er über Roms Illyrische Kriege in der bisherigen Forschung, dann geht er (die Anordnung ist nicht ideal, es wäre aber nicht leicht, eine bessere vorzuschlagen) auf frühe römische Kontakte mit dem griechischen Osten ein, wobei er die West-Ost-Verknüpfungen von der athenischen Expedition nach Sizilien über Dionysios I., den Vertrag zwischen Rom und Rhodos bis zur Bitte der Akarnanen um Hilfeleistung überblickt. Dann folgen eine Behandlung der Beziehungen der Illyrer bzw. der Ostadriaküste zur griechischen Geschichte bis auf Agron und Teuta, ein Kapitel über die Lage in Epeiros um 230 v. Chr., eines über die Machtbildungen durch Agron und Teuta bis 229 v. Chr. und eines über Skerdilaidas. Nun werden der Erste und der Zweite Illyrische Krieg sowie die Zwischenkriegszeit sorgfältig und ausführlich untersucht (unter Betonung der Tatsache, daß das römische Unternehmen gegen Demetrios keine Präventivmaßnahme im Zusammenhang mit der Bedrohung durch Hannibal gewesen sei), abgeschlossen durch eine grundsätzliche Betrachtung über Roms Interesse an der Adria und ihrer Ostküste (wieder mit Rückgriff auf Dionysios I.).

Nun rückt der griechisch-makedonische Osten endgültig ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Ziele der Außenpolitik der Antigoniden bis 217 v. Chr. werden untersucht, dann folgt eine ausführliche Analyse der bei

Polybios gegebenen Rede des Agelaos bei den Friedensverhandlungen von Naupaktos, wobei V. zu dem Ergebnis kommt, die tatsächlich gehaltene Rede des Agelaos sei durch die Umarbeitungen des Polybios, der sie seiner Symplotke-Vorstellung eingepaßt habe, überdeckt worden.

Nach einem quellenkundlichen Abschnitt zu Cassius Dios Berichten für das Ende des 3. Jh. v. Chr., wobei schon die römische Gesandtschaft an Hamilkar behandelt wird, folgen zwei Kapitel über Roms Westpolitik und Hannibals iberischen Feldzug von 218 v. Chr.: Der Iber des Hasdrubalvertrages sei mit dem Segura nördlich von Carthago Nova gleichzusetzen, der Hasdrubalvertrag sei aus einer Position römischer Stärke erflossen, Roms Intervention im Westen habe aber kein eigenes Interesse vertreten, sondern sei um Massilias willen geschehen, mit dem Rom gemeinsam gegen die Kelten habe vorgehen wollen; diese Kelten seien den Römern wichtiger als Spanien gewesen. So sei der Zweite Punische Krieg durch eine ungewollte Eskalation der Geschehnisse ausgelöst worden.

Eine kurze, die großen politischen Linien herausstellende Betrachtung der Aktivitäten Philipps V. vor dem Ersten Römisch-Makedonischen Krieg, der Kriegsziele Roms in diesem Kampf, der politischen Wertigkeit des Friedens von Phoinike und des Weges zum Zweiten Krieg sowie der Bedeutung der Freiheitsparole schließen das gründlich gearbeitete, kluge und gedankenreiche Buch. V. zeigt Bereitschaft und Freude, in problematischen Fragen Stellung zu beziehen, aber er tut es überlegt, mit sicherem Blick und aus Abwägung der Quellen heraus. Es wird nicht leicht sein abzuschätzen, was hier als Ergebnis, was als weiterer Diskussionsbeitrag zu werten ist. Aber auch als letzterer sind seine Ausführungen für jeden wertvoll, der sich mit der römischen Geschichte des 3. und 2. Jh. v. Chr. und mit Roms Aufstieg zur beherrschenden Macht im Mittelmeerraum befaßt.

Gerhard DOBESCH

M. G. SIRIVIANOU with contributions by H.-C. Günther, P. J. Parsons, P. Schubert et alii, *The Oxyrhynchus Papyri* Vol. LVI. London 1989, XII, 200 S., 8 Tafeln (Graeco-Roman Memoirs 76).

Der „Kesselfang“ (*iudicium aquae ferventis*) war eine im mittelalterlichen Abendland weit verbreitete Form des Gottesurteils: Der Beschuldigte mußte mit bloßer Hand einen Ring oder Stein aus einem Kessel mit kochendem Wasser holen. Blieb er unverletzt, war seine Unschuld bewiesen, andernfalls wurde er für schuldig befunden. Die früheste Nachricht über den „Kesselfang“ steht in dem *Pactus Legis Salicae* (MGH, *Legum sectio I*, vol. IV, I 200; 210) vom beginnenden 6. Jh. Daß man einer vergleichbaren Praktik nun in einem Fluch aus dem 3./4. Jh. in Ägypten begegnet, ist nur eines der kulturhistorischen Details, welche die neuen Papyri aus Oxyrhynchos neben vielen altertumskundlichen und philologischen Informationen offerieren.

Der nunmehr 56. Band der traditionsreichen, von der Egypt Exploration Society betreuten Editionsreihe enthält Beiträge von nicht weniger als 23 Autoren. Neben den bekannten englischen Papyrologen, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten die Edition der Papyri von Oxyrhynchos vorangetrieben haben (Parsons, Lobel, Maehler, Cockle, Rea), sind an diesem Band mehrere deutsche und Schweizer Studenten beteiligt, die während ihres „visiting year“ in Oxford die Edition eines oder mehrerer Stücke übernommen haben. Eine umfangreichere Gruppe (3855–3875) hat Sirivianou bearbeitet: die 19 Privatbriefe und 2 Wirtschaftstexte waren Gegenstand ihrer 1983 abgeschlossenen Dissertation in Oxford und bilden nun in einer von J. R. Rea aktualisierten Fassung das Kernstück dieses Bandes, der eindrucksvoll die Früchte der — man darf sagen: hohen — Schule der englischen Papyrologie dokumentiert.

Insgesamt enthält der Band 54 neue Papyrustexte, P.Oxy. 3822 bis 3875. Die ersten 30 haben literarischen oder sublitterarischen Inhalt, weitere 22 sind Privatbriefe, die zwischen dem 2. und 7. Jh. n. Chr. datieren, eine Abrechnung und eine Zahlungsanweisung beschließen den Band.

Die meisten der literarischen Texte (3822–3851) gehören dem 2./3. Jh. an, nur wenige dem 1. oder 4. Jh. 16 von ihnen beinhalten auf Papyrus bereits mehrfach belegte Werke, besonders von Achilles Tatius und Demosthenes. Doch — wie so oft — liefern die Papyri auch Überraschungen. 3823 (1. Jh.) und 3824 (1./2. Jh.) tragen Fragmente von Alexandergeschichten unbekannter Autoren: 3824 erzählt einigermaßen vollständig eine Anekdote über ein Omen vor Alexanders Tod, die in zwei Versionen aus Aristobulos (FGrHist 139 F 58) sowie Diodor und Plutarch bekannt ist. Der Papyrustext entspricht der Version Diodors und Plutarchs, fügt aber ein neues Detail hinzu; möglicherweise ist hier die Quelle der beiden Autoren faßbar.

Von den folgenden zehn Papyri mit Homer oder Homericis stechen **3826** (4./5. Jh.) und **3833** (4. Jh.) durch die relativ späte Datierung hervor. **3827**, Ilias 11, 337–361 (2. Jh.), hat einen neuen (344a) und zwei seltene (316a? 346a?) Zusatzverse. **3829**, 1–17a (Ende des 2. Jh.) enthält einen Katechismus, der Charaktere der Ilias auflistet und nur zwei Parallelen hat. Auch die Erzählung von Antehomerica (Parisurteil etc.) Z. 7b–38a war bislang erst aus zwei anderen Beispielen bekannt. Ausführliche Kommentare stellen die neuen Texte der bisherigen Überlieferung gegenüber, wobei auch kleinere Versehen in Paralleltexten korrigiert werden (z. B. in **3829** zu PSI I 19, 11 und P.IFAO inv. 320 A 22ff.). Auch findet sich jeweils eine Zusammenstellung der seit der ed. maior von T. W. Allen neu edierten Papyri mit derselben Homer-Passage.

Hervorzuheben ist weiters das homerische Orakel **3831** (3./4. Jh.) auf einem Blatt eines Codex im Taschenbuchformat, geschrieben in einer rapiden Kursive mit vielen Abkürzungen, wie es typisch ist für die Werke der *grammatici*. Das Orakel, das insgesamt 216 Zeilen umfaßt haben dürfte, kommt auch in dem magischen Handbuch P.Lond. 121 und in P.Bon. 13 vor, aber allein **3831** enthält die komplette Bedienungsanleitung (Z. 1–21). Das Orakel besteht aus Homerversen, die mit drei Würfeln ausgewürfelt werden (daher stehen vor jedem Vers drei Zahlen). Die Anleitung hält fest, an welchen Tagen und zu welcher Tageszeit man das Orakel befragen kann.

Magischen Inhalts sind auch die beiden folgenden Texte: **3834** (3. Jh.) ist eine Zusammenstellung von sechs Sprüchen, denen bisher zumeist unbekannte magische Vorstellungen zugrunde liegen; **3835** (3./4. Jh.) enthält zwei Spalten eines magischen Handbuchs: im erhaltenen Textteil sind mindestens fünf Flüche zu erkennen, die helfen sollen, einen Dieb dingfest zu machen. Zwei dieser Flüche haben keine Parallele in den griechischen magischen Papyri, zwei andere zeigen enge Anlehnung an den berühmten Diebeszauber in PGM V 70–95. Der Fluch Z. 12–16 enthält die eingangs erwähnte rechtshistorisch interessante Analogie zum „Kesselfang“.

Von den bekannten literarischen Texten kommt neben kleineren Lesevarianten, Punktuationen etc., die zur Klärung problematischer Textpassagen beitragen, den folgenden Stücken besondere Bedeutung zu: **3838** (2./3. Jh.) ist der erste publizierte Papyrus mit dem *Prometheus* des Aischylos. Darüber hinaus beansprucht die Kolometrie Interesse, denn im Papyrus ist das Bestreben deutlich, das Zeilenende mit dem Wortende zusammenfallen zu lassen, eine Regel, die Aristophanes von Byzanz (um 220 v. Chr.) zugeschrieben wird. Überdies stimmt der Papyrus kolometrisch mit dem Laurentianus M überein. **3839** (2./3. Jh.) mit Versen der *Thesmophoriazousae* des Aristophanes hat bemerkenswerterweise dieselbe Zeilenaufteilung wie der Cod. Ravenna 429 (10. Jh.), die einzige mittelalterliche Handschrift des Stückes, und bestätigt die modernen Konjekturen in 745 f. und 754. **3849** (2./3. Jh.) ist der erste Demosthenespapyrus (21, 51–56) außer *de corona*, der Diskrepanzen zu der mittelalterlichen Textüberlieferung aufweist. „Probably this papyrus presents us with a purer text than the medieval tradition ... and it could become a stimulus for new research into the interpolation of the text of Demosthenes“. Auch bei **3850** (2. Jh.), ebenfalls Demosthenes (21, 131–137), ist es sehr wahrscheinlich, daß in Kol. 14 f., wo der Text der Handschriften ohne Zweifel korrupt ist, der Papyrus alleine den korrekten Wortlaut hat. Bei **3825**, **3828**, **3829** und **3848** wird mitgeteilt, daß die Rückseiten beschrieben sind; zumindest bei der Namensliste von **3825** hätte sich eine Transkription wegen der Nennung des *ex-praefectus* Septimius Vegetus (85–88 im Amt) vielleicht doch gelohnt.

Mit **3852** beginnt die Gruppe der Privatbriefe. Es sind zum Großteil umfangreiche, dazu meist vollständige Dokumente, die wieder einmal beweisen, daß die Oxforder Sammlung trotz mittlerweile fast hundertjähriger Editionstätigkeit noch immer ‚Gustostückerln‘ bereithält. Sie stammen mit Ausnahme von **3852**–**3856** (2. und 3. Jh.) aus der byzantinischen Zeit und repräsentieren das normale Spektrum der privaten Angelegenheiten. Besonders die Briefe aus dem 6. und 7. Jh. lassen sprachlich in vielen Elementen bereits das Neugriechische anklingen. Außer aufschlußreichen Einblicken in das Alltagsleben bieten diese Privatbriefe dem Philologen und Altertumswissenschaftler so manches interessante sprachliche Novum oder Rarum und realienkundliche Detail oder Kuriosum. Die auffälligsten seien hier vorgestellt.

In **3852**, 24 ein außergewöhnlicher Beiname: *Σαραπτων εὐσεβής*. Das neun Zeilen lange, vollständige Schreiben des Ischyron an seinen Vater Cornelius **3853** ist ein anschauliches Beispiel dafür, wie ein antiker Brief bis auf eine kurze Mitteilung fast ausschließlich aus stereotypen Phrasen bestehen konnte. **3856** ist eine knappe Geschäftsnotiz, mit der zwei Arbeiter aufgefordert werden, ihre Arbeit im Bad der Metropolis zu beenden und in drei Dörfer zu reisen, um dort Bäder zu heizen. Abgesehen von dem beachtenswerten Umstand, daß offenbar auch Dörfer des Oxyrhynchites über (öffentliche) Badeanlagen verfügten, liegt hier ein neuer Beleg für die Thermen in Oxyrhynchos vor, über die zuletzt J. Krüger, *Tyche* 4, 109–118 Material zusammengetragen hat. Der bisher unbekannte Ort *Μαμμεντ()*, Z. 14–16, dürfte wie die beiden anderen Dörfer in der westlichen

Toparchie zu lokalisieren sein. Im Kommentar zu **3857** (4. Jh.), einem christlichen Empfehlungsbrief, findet sich eine nützliche Tabelle über das Formular dieser speziellen Gruppe von Empfehlungsschreiben, die uns die Kommunikation und gegenseitige Hilfeleistung der christlichen Gemeinden vor Augen führen. Ein typisches Beispiel für die unscharfe Verwendung der Verwandtschaftsbezeichnungen enthält die geschäftliche Mitteilung **3859** (4. Jh.) mit Grüßen an nicht weniger als 14 Brüder, 5 Schwestern und 2 Mütter. **3860** (Ende des 4. Jh.) gewährt einen Einblick in den Alltag einer wohlhabenden Familie: Taesis schreibt an ihren Gatten Tiro, der im *officium* des *dux* arbeitet. Das militärische Milieu, in dem dieser Text entstand, ist vielleicht der Grund für die zahlreichen *Addenda onomasticis* (dazu s. unten) und *lexicis*: *θερμοψυχῶ* (Z. 7), *βαρδόσημον* (*παρδόσημον?*, Z. 20), *χειρονίπτιν* (Z. 35); *μαντήλιν* (Z. 48) ist die Kurzform von *μανδήλιον* / *μανδέλιον*, für das J. Diethart, *Tyche* 1, 88 f. ähnliche Formen und Schreibvarianten zusammengestellt hat. Das gräzisierte *δοσις* für *hospes* ist erst das zweite Mal papyrologisch belegt. In Z. 29 wäre *Ἀργυρίν* wohl eher als Personenname aufzufassen: ein *Ἀργυρίρις* tritt auch in Z. 41 auf. In **3861** (4./5. Jh.) ist in Z. 3 *ἐμβολή τοῦ σίτου* nicht als *Terminus technicus* für „verladen von staatlichem Getreide auf ein Schiff“ aufzufassen, sondern als Titel der Getreidesteuer, wie aus dem Zusatz *τῆς ἰδὲ καὶ τῆς ἐνδοκτιώσεως* hervorgeht. Das Schreiben ist eine Aufforderung, Steuerrückstände abzuliefern. Der Brief eines Philoxenos an seine Eltern und seinen Onkel, **3862** (4./5. Jh.), bedient sich einer außergewöhnlich pietätvoll-religiösen Sprache. Es werden fünf Heilige angerufen, die vermutlich schon damals jeder eine Kirche in Oxyrhynchos hatten, welche aber erst für 535/536 bezeugt sind. Beachtung verdient ἡ *μοναχὴ Ἀθῶνις* in Z. 19, eine der frühesten Erwähnungen einer Nonne. **3863**, 3–4 (5. Jh.) berichtet von einer *κόμη Ἀκούτου*; bisher war nur ein *κτῆμα* dieses Namens bekannt. **3865**, 57 (Ende des 5. Jh.): *σαλοῦ* ist erst der zweite papyrologische Beleg dieses Wortes. **3866**, 3 (6. Jh.) enthält zwei *Addenda lexicis*: *χοιροθυσία* (*χοιροθυσία*), „Schweineschlachten“, und *ἀρβελλάριον*, ein Diminutiv von *ἄρβηλος*, „Fleischermesser“. **3867** (6. Jh.) legt für das nun zum dritten Mal bezeugte *Περὸνῆ* (Z. 12) nahe, daß es sich um einen Vorort Alexandrias handelt. Z. 4 *διασύρειν* ist zum ersten Mal auf Papyrus belegt; Z. 17 *ἀπογομοῦται* ist ein sonst unbekanntes Wort, für das aus dem vorliegenden Text die Bedeutung „mit Entladen beschäftigter Lastenträger“ zu erschließen ist. Der Brief des Johannes an seinen Untergebenen Anup, **3869** (6./7. Jh. n. Chr.), ist vor allem wirtschaftsgeschichtlich interessant. Anup wird angewiesen, Geld und Naturalien einzufordern und zu übersenden. Einiges deutet darauf hin, daß beide Briefpartner in die Administration der Apionen-Besitzungen involviert sind. Neu sind auch die Details über den Aufgabenbereich der *ἀγροφύλακες*, die offenbar auch als bewaffnete Boten einsetzbar waren. Der in Z. 2 genannte Ort *Πρύχθις* war bisher nur in P.Oxy. XVI 1913 bezeugt. In **3871** (6./7. Jh.) fragt ein Georgios einen Theodoros, *comes* und *μειζότερος*, welche Aufgaben der *ἀντιγεοῦχος* für ihn habe, der erstaunlicherweise das sonst höchsten Würdenträgern vorbehaltene Rangprädikat *ἐνδοξότατος* führt. Auch dieser Text scheint aus der Verwaltung der Apionen zu stammen. Das Adjektiv *δαίγαιος* (Z. 2), „aus reinem Ziegenhaar“, ist ein Athesauriston.

Von herausragender Bedeutung ist das in Alexandria verfaßte Schreiben **3872** (6./7. Jh.), eines der nicht allzu häufigen Beispiele für direkte Bezugnahme auf historische Ereignisse in einem Papyrusbrief. Der aus Konstantinopel angereiste Schreiber berichtet von Turbulenzen (*τὰ κεινηθέντα*, Z. 8) in der Armee und in der Hauptstadt. Sehr wahrscheinlich bezieht sich diese Mitteilung auf die Militärrebellion vom November 602 n. Chr., die zur Exekution des Maurikios und Inthronisierung des Phokas geführt hat. Die gräzisierte Form *τὸ ἐξέρκετον* = *exercitus* (Z. 8) begegnet erstmals auf Papyrus.

3874 und **3875** (Mitte des 4. Jh.) sind die einzigen dokumentarischen Texte dieses Bandes. Letzterer, ein Auftrag zur Weinversorgung, steht sicher (derselbe Personenkreis), **3874** wahrscheinlich mit dem Archiv von Papnouthis und Theodoros (P.Oxy. XLVIII 3384–3429) in Zusammenhang. **3874**, eine Aufstellung über Einnahmen und Ausgaben, enthält wegen der zahlreichen Steuernamen (Z. 46 *δεκάργγρον* kannte man bisher nur aus den Gesetzen) und militärischen Titel (erstmal *ὕπηρεται* für *beneficarii* erwähnt) wertvolle neue Informationen zu der viel zu wenig beachteten Frage nach den Berührungspunkten zwischen Militär und Steuererhebung; jedoch bleibt der Zweck der fragmentarischen Abrechnung und damit auch der Zusammenhang, dem sie entstammt, ungewiß.

Außer den bereits angeführten lexikalischen Neu- und Seltenheiten ist auch für die Onomastik der Ertrag aus den 22 Privatbriefen und zwei dokumentarischen Texten nicht gering. Die neuen (oder zumindest für Ägypten neuen) Namen sind im Index nicht (wie sonst die Athesaurista) durch einen Stern gekennzeichnet: *Ἀγαθαφέρων* (**3859**, 44; nicht *Ἀγαθοφέρων* wie im Index) *Ἀθῶνις* oder *Ἀθῶνιον* (**3862**, 19), *Ἀμοοκηρακή* (**3859**, 34), *Ἀπινῦρις* (**3868**, 20–21), *Ἀππᾶς* (**3852**, 20), *Ἀσώκας* (**3867**, 8; 16), *Ἐδεσις* (**3859**, 33), *Εὐκερᾶ* (**3859**, 30), *Παβίων* (**3860**, 17), *Πλῶρες* (**3860**, 26). In den Papyri erst ein- oder zweimal bezeugte Namen sind:

Γερμανία (3857, 4–5), Παριγόριον (3862, 21 für Παρηγόριον), Πιλοῶς (3854, 1), Προσφορία (3862, 16) und Τασιλβάνε (3874, 51).

Diese Aufzählung lexikalischer und realienkundlicher Neuheiten vermag natürlich nur einen (kleinen) Aspekt der Erweiterung unseres Wissens durch die vorgelegten Papyri zu umreißen. Bei den literarischen Papyri wird die Bedeutung für die Geschichte der Textüberlieferung gebührend herausgearbeitet und mit der gebotenen Vorsicht die Einordnung neuer Texte vorgenommen. Bei den nichtliterarischen Papyri haben Sirivianou und die Bearbeiter von 3852–3854 in vorbildlicher Weise jeden Schritt auf Neuland durch eine der Transkription vorausgestellte Inhaltsangabe herausgestrichen und sich der Diskussion gestellt, wenn die Texte offene Fragen oder Probleme der Forschung berühren. Sirivianou begnügt sich auch bei alten Kontroversen (z. B. 3862 zu χμγ, 3871 zu μεζότερος — μείζων) nicht mit routinemäßigen Verweisen auf Standardliteratur, sondern konfrontiert die neuen Informationen stets mit den verschiedenen Forschungsmeinungen. Weiters enthalten die Kommentare eine Reihe von wichtigen Bemerkungen zu sprachlichen Phänomenen (z. B. zu νηρόν — νερόν, 3865) und — meist verbunden mit einer Sammlung der Belegstellen — zu Berufen und Ämtern (z. B. zu μάγειρος 3866, ἐνοικολόγος 3870, ἀγροφύλαξ 3869, μαγιστριανός 3872, ὄσπριγιτής 3873, ταβουλάριος 3867). Ein von B. Verbeek erstellter Wortindex rundet den inhaltsreichen Band ab.

Der einzige Wunsch, den dieser (und auch mancher andere) Band der Oxyrhynchoserihe offen läßt, ist der nach einem umfangreichen Tafelteil. Nur acht literarische und zehn nichtliterarische Texte sind abgebildet, bei drei der letzteren aber nur die Versoseite. Obwohl aus dem Inhaltsverzeichnis ersichtlich ist, welche Papyri abgebildet sind, wäre ein Tafelverweis auch bei der Edition nicht von Nachteil gewesen.

Nur dem Vorwort ist zu entnehmen, daß Band LVI nicht mehr wie die bisherigen Bände der Reihe bei der 1989 eingestellten Printing Division der Oxford University Press gedruckt werden konnte. Der Druckerei H. Charlesworth & Co ist nicht nur für die Übernahme und perfekte drucktechnische Bewältigung des schwierigen Manuskripts zu danken, sondern auch dafür, daß das gewohnte, seit fast einem Jahrhundert unveränderte äußere Erscheinungsbild der Oxyrhynchoserihe gewahrt blieb. Jedoch sei auf eine drucktechnische Kuriosität, die zur Verwirrung Anlaß geben könnte, hingewiesen: S. 71 blieb gänzlich leer, wohl um bei der folgenden Nummer 3839 die Abschrift und den ergänzten Text gegenüberzustellen. Dies hätte vielleicht durch eine einfache Umstellung der Reihenfolge (Vorziehen des genau eine Seite langen 3840) vermieden werden können.

Insgesamt gesehen entspricht Band LVI, sowohl was die Gestaltung des Buches als auch Inhalt und Bearbeitung der Texte betrifft, dem von der Oxyrhynchoserihe selbst gesetzten, hohen Anspruch. Diese Art und Ausführlichkeit der editorischen Aufbereitung von Schriftdokumenten darf nach wie vor als Muster für papyrologische — und epigraphische — Quelleneditionen empfohlen werden.

Bernhard PALME

Richard DUNCAN-JONES, *Structure and Scale in the Roman Economy*, Cambridge: Cambridge University Press 1990, XVI, 245 S.

Wie schon ihr Vorgänger, das rasch unverzichtbar gewordene Standardwerk zur quantitativen Auswertung antiker Quellen, *The Economy of the Roman Empire. Quantitative Studies*, Cambridge 1974, ²1982, widmet sich auch diese Arbeit erneut zentralen Fragestellungen der römischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Fünf der dreizehn Kapitel (5, 7, 8, 9, 11) basieren auf zuvor veröffentlichten Artikeln, die für ihre Aufnahme in unterschiedlich starkem Maß überarbeitet wurden.

Im ersten Kapitel über ‚Communication-speed and contact by sea in the Roman empire‘ (7–29) stützt D.-J. seine Analyse auf den Befund hunderter datierter ägyptischer Papyri, in denen Kaiser genannt werden, wobei — ausgehend von der spätesten bzw. frühesten Bezeugung verstorbener bzw. neuer Herrscher — ungefähr jene Zeitspanne ermittelt werden kann, die die Überbringung der jeweiligen Neuigkeit auf ihrem Weg von (zumeist) Italien in einzelne Teile Ägyptens in Anspruch nahm. Vergleichsmaterial bieten datierte, in Konstantinopel erlassene Kaiserkonstitutionen, die mit einer gewissen, gleichfalls feststellbaren Verspätung in Africa bzw. Ägypten in Kraft gesetzt wurden. Deutlich treten in all diesen Fällen saisonbedingte Schwankungen der durchschnittlichen Reisegeschwindigkeit (mit optimalen Bedingungen im Sommer) und eine wachsende Verlangsamung der Nachrichtenübermittlung bei zunehmender Distanz von den Seewegen hervor. Zudem zeichnet sich in der Spätantike, wohl in Zusammenhang mit einem Absinken des totalen Volumens des Schiffsverkehrs, generell ein Abnehmen der Übertragungsgeschwindigkeit ab.

Der Einfluß der Kommunikationsgeschwindigkeiten auf viele Bereiche auch des politischen und gesellschaftlichen Lebens im Imperium ist kaum zu überschätzen; als Beispiel mag etwa auf ihre Rolle in den ‚Christenverfolgungen‘ verwiesen werden: Auffällig ist die wahrscheinlich in erster Linie auf den unterschiedlichen Zeitpunkt des Eintreffens von Edikten zurückzuführende zeitliche Schichtung des Einsetzens von Maßnahmen gegen die Christen unter Decius — so in Rom (Dezember 249/Januar 250 [?]), Smyrna bzw. Karthago (Februar/März) und in der ägyptischen Chora (Juni/Juli); Flucht war unter diesen Umständen ein gangbarer Ausweg (vgl. auch G. W. Clarke, *Antichthon* 3 [1969] 71 f.). Vgl. die Situation unter Valerian, als Cyprian früher als die Behörden in Nordafrika über die von Rom aus nahenden Gefahren informiert scheint (s. K.-H. Schwarte, in: W. Eck [Hrsg.], *Religion und Gesellschaft in der römischen Kaiserzeit*, Wien u. a. 1989, 130–133). Zur Lage unter Diokletian vgl. den Zeitpunkt des Inkrafttretens des ersten Edikts in Nicomedia (Februar 303), Palästina (März) und Afrika (Juni); F. Millar, *The Emperor in the Roman World*, London 1977, 254 u. Anm. 14; weiters allg. G. E. M. de Ste Croix, *HThR* 47 (1954) 108 [Für Hinweise danke ich R. Selinger].

Von Interesse wären prinzipiell ebenso Erhebungen über die Reisegeschwindigkeit zu Lande, die jedoch mangels quantifizierbaren Quellenmaterials schwerlich anzustellen wären und daher von D.-J. auch nicht eigens versucht werden; vereinzelt vorhandene Nachrichten verdienen aber doch Beachtung, wie etwa das *Itinerar CIL VI 5076* (Hadrian [?]); so W. Weber, *Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Hadrianus*, Leipzig 1907, 57–59; H. Halfmann, *Itinera principum*, Stuttgart 1986, 190, 194; R. Syme, *ZPE* 73 [1988] 160).

Das zweite Kapitel, ‚Trade, taxes and money‘ (30–47), bietet im wesentlichen eine Auseinandersetzung mit den Thesen von K. Hopkins (*JRS* 70 [1980] 101–125), wonach die wohlhabenderen Provinzen ohne größere Garnisonen (‚tax-exporters‘) dem durch die Besteuerung verursachten steten Geldabfluß in die ärmeren Grenzprovinzen, deren Besatzungen einen Gutteil des Steueraufkommens absorbierten, mittels des Exports von Waren in eben diese Teile des Reichs zwecks eines entsprechenden Geldrückflusses begegnet wären. Dagegen können gewichtige Argumente vorgebracht werden (s. vor allem 38). Archäologische Belege für Waren- und Geldverkehr deuten auf umfangreichen See-, aber weit geringeren Binnenhandel hin; auch bedingte Fernhandel nicht notwendigerweise Geldbewegungen größeren Umfangs (s. a. R. Duncan-Jones, *Mobility and Immobility of Coin in the Roman Empire*, *AIIN* 36 [1989] 121–137).

Der Abschnitt über ‚Separation and cohesion in Mediterranean trade‘ (48–58) geht der Verbreitung von bestimmten signierten Lampen (‚Firmalampen‘) im Imperium nach. Die sich ergebende Scheidung von Nord und Süd in der Westhälfte des Reichs in Form einer Trennung des durch die Struktur der Fernhandelswege bestimmten mediterranen Wirtschaftsraums von Binneneuropa, und ein ähnlicher Mangel an intensiven Beziehungen zwischen dem westlichen und östlichen Mittelmeerbecken, lassen Hopkins‘ Modell eines Ausgleichs des Geldvolumens durch interregionale Warenbewegungen wiederum als zweifelhaft erscheinen (58).

Im vierten Kapitel, ‚Stability and change‘ (59–76), versucht D.-J. verschiedene Gruppen von nicht-literarischen, datier- und quantifizierbaren Zeugnissen für die Beantwortung der Frage nach langfristigen wirtschaftlichen und finanztechnischen Veränderungen nutzbar zu machen. Datierte Inschriften auf öffentlichen Gebäuden in Italien und Nordafrika verraten zwar lokale Unterschiede, weisen aber doch einheitlich auf eine Spitze der Bautätigkeit im Verlauf des 2. Jh. n. Chr. hin, in dem sowohl Inschriften als auch datierbare Gebäude in vergleichsweise höchster Frequenz nachzuweisen sind. Zu berücksichtigen sind hierbei jedoch ebenso mögliche Eigentümlichkeiten des ‚epigraphischen Brauchs‘ verschiedener Zeitabschnitte; über diesen s. allgemein R. MacMullen, *AJPh* 103 (1982) 233–246 [nicht zitiert bei D.-J.], und jetzt vor allem E. A. Meyer, *JRS* 80 (1990) 74–96. In Ägypten sind (datierte) Papyri gleichfalls aus dem 2. Jh. n. Chr. in größerer Dichte erhalten. Mögliche Auswirkungen der Seuche unter Marcus Aurelius vermutet D.-J. im plötzlichen Rückgang der papyrologischen Dokumentation in den späten sechziger Jahren des 2. Jh. (72 f.) (vgl. jetzt auch D. W. Rathbone, *PCPhS* 216 [1990] 114–119) sowie in einem starken Mangel an im Jahr 167 geprägten Münzen in dem riesigen Münzhort von Reka-Devnia (74). Anhand dieses Hortes läßt sich auch ein regelmäßiger Wechsel von Jahren mit höherem und niedrigerem Ausstoß der Münzstätte Rom verfolgen, der darauf zurückzuführen sei, daß die *praemia militiae*, die einen verstärkten Bargeldbedarf verursachten, nur jedes zweite Jahr fällig wurden (75 f.). Gerade in diesem Bereich erscheinen weitere Untersuchungen ebenso erforderlich wie vielversprechend; D.-J.‘ in Vorbereitung befindlicher Studie zum Geldumlauf im römischen Reich wird man daher mit besonderem Interesse entgegensehen.

Im Kapitel 5, ‚Age-awareness in the Roman world‘ (79–92), untersucht D.-J., vor allem anhand römischer Grabinschriften, die auch in anderen Abschnitten der Vergangenheit und noch in heutigen Entwicklungsländern nachweisbare Tendenz, das Lebensalter von Verstorbenen in Vielfachen von 5, d. h. in Zahlen, die auf 10er

oder 5er gerundet sind, anzugeben. Aus dem Vergleich der Rundungswerte statistisch verwertbarer ‚Samples‘ von Inschriften ergeben sich aufschlußreiche Hinweise auf soziale (83–85) und regionale (86–89) Differenzierungen; auch wird auf den Konnex des Phänomens der Lebensalterkenntnis mit dem in der Antike weitverbreiteten Analphabetismus aufmerksam gemacht (90–92) (dazu jetzt umfassend W. V. Harris, *Ancient Literacy*, London 1989). Künftigen Untersuchungen zum Problem der Kenntnis des Lebensalters in römischer Zeit und dessen Auswirkungen wird dieser Beitrag von D.-J. stets als Ausgangspunkt dienen (vgl. W. Scheidel, RÖ [im Druck]). — Kapitel 6 vermittelt einen Eindruck von ‚Roman life-expectancy‘ (93–104). Zunächst wird das sog. Album von Canusium, eine vollständige Liste der Stadträte dieser italischen Gemeinde im Jahr 223 n. Chr., herangezogen, um aus der Relation von gewesenen Quaestoren, Aedilen und Duovirn deren wahrscheinliches Alter beim Antritt der jeweiligen Ämter sowie näherungsweise ihre durchschnittliche Lebenserwartung abzuleiten; etwa 32 Jahre bei der Geburt (e(0)) erscheinen als durchaus plausibler Richtwert für — wie hier gegeben — Angehörige der gehobenen Schichten (vgl. schon K. Hopkins, *Death and Renewal*, Cambridge 1983, 100 f. 148). Eine Analyse der von B. W. Frier, HSCPh 86 (1982) 212–251 eingehend interpretierten Übersicht über die Lebenserwartung in verschiedenen Lebensaltern bei Ulp. dig. 35, 2, 68 pr. erbringt eine wesentlich niedrigere Lebenserwartung bei der Geburt nach diesem Zeugnis von vielleicht nicht mehr als rund 20 Jahren, die allerdings insofern durch soziale Unterschiede erklärlich wird, als sich Ulpian's Daten wohl auf Sklaven beziehen (100 f.). Angaben in Inschriften erlauben, wie in der Forschung schon des öfteren festgestellt (D.-J., 102 Anm. 24; zu ergänzen ist F. Hinard [Hrsg.], *La mort, les morts et l'au-delà dans le monde romain*, Caen 1987), ganz generell keine verlässlichen Aufschlüsse über die durchschnittliche Lebenserwartung. Dasselbe gilt — zumindest beim gegenwärtigen Stand der Forschung — bezüglich der papyrologischen Evidenz; das Ergebnis auf der Basis von Steuerquittungen auf thebanischen Ostraka durchgeführter Kalkulationen (A. E. Samuel u. a., *Death and Taxes*, Toronto 1971, 25), eine extrem niedrige Lebenserwartung von e(15) = 14,4, wirft mehr Probleme auf als es löst. (Eine neue Analyse der ägyptischen Zensusdaten durch R. S. Bagnall und B. W. Frier befindet sich in Vorbereitung). Über grobe Ansätze wie jenem einer Lebenserwartung bei der Geburt von etwa 20–30 Jahren (verfehlt ist jedenfalls der dagegen in anderem Zusammenhang vorgebrachte Einwand von Th. Pekáry, *Laverna* 1 [1990] 142) wird man in der Alten Geschichte bei der Beschäftigung mit demographischen Fragen allerdings kaum je hinausgelangen (103 f.). (Die bisherige Forschungsliteratur erschließt nunmehr W. Suder, *Census populi*, Bonn 1988.)

Abschnitt 7, ‚Pay and numbers in Diocletian's army‘ (105–117), ist Versuch einer Berechnung des Umfangs von Militäreinheiten diokletianischer Zeit auf der Basis von in Papyri bezeugten Nachschublieferungen und Zahlungen gewidmet, wobei D.-J. auch eine Revision älterer Interpretationen von A. H. M. Jones vornimmt. P. Beatty Panop. gewährt Einblick in die exakte Zuteilung von Getreide und Öl an die Soldaten (dies auch unbeschadet des Einwands von C. Zuckerman, *Tyche* 3 [1988] 285 Anm. 3; vgl. D.-J. 108 Anm. 9). *Donativa* übertreffen zu dieser Zeit die regulären *stipendia*, die mit der inflationären Entwicklung des 3. Jh. nur unzureichend Schritt hielten, an Bedeutung bei weitem; Legionsvexillationen von ca 500–600 Mann und kleinere Auxiliäreinheiten bestimmen das Bild.

Im Kapitel 8 (121–142) verdeutlicht D.-J., ausgehend von zufällig erhaltenen verwertbaren Registern (Veleia, Ligurens Baebiani, Volcei, Lamasba, Magnesia, Hermupolis), mit Hilfe des Gini-Koeffizienten strukturelle Differenzierung von Grundbesitz in verschiedenen Teilen des Reichs: Das Nebeneinander weniger reicher Grundbesitzer und vieler armer Bauern dokumentiert ein fundamentales soziales Ungleichgewicht; Großgrundbesitz scheint dabei eher in kleinere Einheiten verstreut als in Form kompakter Latifundien vorzuherrschen.

Eine Zusammenstellung der Belege für Getreidepreise im römischen Ägypten (Kapitel 9, 143–155) zeigt eine allmähliche Verteuerung im Verlauf der ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderte, die im 3. Jh. sprunghaft ansteigt (vgl. zusätzlich H.-S. Drexhage, *MBAH* 6/2 [1987] 30–45). Die Abgeltungen für Zwangskäufe, die in der Regel niedriger als die Marktpreise angesetzt waren, erhöhen sich ebenfalls im 3. Jh. Unmittelbar vergleichbare Daten aus anderen Regionen sind den Besonderheiten der Quellenlage entsprechend nicht zu erwarten, doch tragen wenigstens Ciceros Angaben über die Verhältnisse in Sizilien unter Verres zum besseren Verständnis der Preisbildung bei (147 f.).

Eine eigene Partie des Buchs gilt dem Städtewesen. Kapitel 10, ‚The social cost of urbanisation‘ (159–173), enthält zwar im Gegensatz zu den bisher vorgestellten Abschnitten kaum Neues, bietet aber in Anlehnung an die einschlägigen Untersuchungen von, z. B., A. H. M. Jones, P. Garnsey und jetzt besonders F. Jacques eine nützliche Übersicht über die Verteilung der kommunalen Lasten vom 1. bis ins 3. Jh. n. Chr. Ob die Sichtung der jahrweisen Frequenz der Anzahl von erhaltenen Zitaten aus Kaiserkonstitutionen in den Digesten dabei

tatsächlich eine quantitative Interpretation gestattet bzw. sinnvoll erscheinen läßt, muß jedoch bezweifelt werden (167–169).

Von Interesse nicht nur für den Spezialisten, sondern für alle mit Provinzialarchäologie Befassten und eigentlich jeden Besucher einer Ausgrabung, ist die Frage ‚Who paid for public building?‘ (Kapitel 11, 174–184). Grundsätzlich ist zwischen der Finanzierung durch öffentliche Mittel und durch private Zuwendungen (dazu jetzt G. Wesch-Klein, *Liberalitas in rem publicam*, Bonn 1990) zu unterscheiden. Lokaler und regionaler Abweichungen wegen ist kein allgemeingültiges Schema nachzuweisen, doch waren etwa kleinere Gemeinden (Beispiel: Thugga) bei ihrer repräsentativen Ausgestaltung in höherem Maß als *coloniae* (Beispiel: Thamugadi) auf die Munifizienz der grundbesitzenden Lokalaristokratie angewiesen.

Frischen Einblick in alte Probleme der Besteuerung im römischen Reich nimmt D.-J. im Schlußteil seiner Arbeit. Kapitel 12 (187–198) enthält einen verdienstvollen, sehr instruktiven Überblick über die Vielfalt der Abgabeformen in Geld und Naturalien in verschiedenen Teilen des Imperiums. Vorstellungen einer generellen Monetarisierung des Tributwesens etwa durch Augustus oder einer Ablösung von Naturalleistungen durch Geldsteuern in der Prinzipatszeit erweisen sich als unhaltbar; stets nahmen, wie D.-J. hervorhebt, Abgaben in Naturalien einen bedeutenden Stellenwert ein.

Im letzten Kapitel (199–210) stellt sich D.-J. einer schon klassischen Crux der Forschung, dem Aufbau des komplexen spätantiken, auf *capitatio* und *iugatio* basierenden Besteuerungssystems, wobei vor allem eine neue Definition des *iugum* angestrebt wird. Korrekturen schon bisher wenig befriedigender Interpretationen früherer Forscher wie A. H. M. Jones (207) und O. Seeck (208) führen zu dem Ergebnis, daß unsere Belege für das spätrömische Abgabewesen statt allgemeinen Bevölkerungsrückgang und Arbeitskräftemangel vielmehr eine gewisse Kontinuität gegenüber schon in der Prinzipatszeit bestehenden Praktiken erkennen lassen: ‚Diocletian’s system of land-tax was less original but also less inconsistent than has been assumed‘ (209). Gleichwohl können diese Ausführungen, wie der Verfasser selbst festhält (199 Anm. 1), nur eine Vorarbeit für dringend notwendige weiterführende Untersuchungen darstellen.

Ein sehr detaillierter Index erleichtert die Benützung des Buches. Störende Kleinigkeiten sind selten — 94: statt ‚(e(0) = 33.995)‘ lies: ‚(e 25 = 33.995)‘; 166 Anm. 57, 223 richtig ‚Alföldy‘ statt ‚Alföldi‘; 228 u. passim ‚Kehoe (1988)‘ statt ‚Kehoe (1987)‘.

D.-J.’s Versuch, in dieser Sammlung von inhaltlich verwandten Studien erneut zur quantitativen Auswertung geeignete antike Evidenz aus vornehmlich epigraphischen, papyrologischen, numismatischen und archäologischen Quellen zu gewinnen und mit der ständigen Mahnung zur Zurückhaltung vor zu weitreichenden Schlußfolgerungen Grundbedingungen und Trends des römischen Gesellschafts- und Wirtschaftslebens wenigstens in Grundzügen zu erhellen, wird im großen und ganzen wohl als gelungen zu betrachten und somit unter die ‚legitimate efforts to quantify data in ancient history‘, denen auch M. I. Finley positiv gegenüberstand (*Ancient History. Evidence and Models*, New York 1986, 29), zu reihen sein: ‚Documents themselves ask no questions, though they sometimes provide answers‘ (a. O. 46).

Walter SCHEIDEL